

Ausgabe Nr. 6 / Dezember 2023

ERHÄLTICH IM PRINT- ODER PDF-JAHRESABO
UND ALS EINZELHEFT IM PDF-FORMAT
www.imdialog-shop.org/blickpunkte

■ CHRISTEN UND JUDEN

Katharina von Kellenbach 2
**Von der Wurzel getragen.
Über das Bild des edlen Olivenbaums**

Jehoschua Ahrens 8
Jesus und die Beschneidung am 8. Tag

Gerard Minnaard 9
Besch(n)eidung

Gregor Etzelmüller 12
Beschneidung und Bestimmung

Ina Hartwig 14
**Barbara Honigmann - Tiefe Verwurzelung
in der deutsch-jüdischen Literatur**

Barbara Honigmann 15
„Daß ich eins und doppelt bin.“

Hans-Jürgen Beck 19
Person und Botschaft Jesu

Michael Brocke 22
**Ma'os Zur
DAS Chanukka Lied
in deutschen Nachdichtungen**

Jens Schröter 26
**Der Jude Paulus und das Evangelium
von Jesus Christus**

Alexander Deeg 30
**Dazwischen. Studium in Israel
und die Erlöserkirche**

■ JUDENTUM

Michael Rosenkranz 32
**Über die Bedeutung von Namen
hebräischen Ursprungs**

■ ISRAEL UND NAHOST

Erklärungen und Kommentare
zum Angriff der Hamas auf Israel 34

שלום על ישראל – Friede über Israel!
Psalm 128, 6b

■ LINKTIPPS 29

■ HINWEISE 40

IMPRESSUM 40



**Ölbaum Wurzel als Problem
Beschneidung Jesu
Goethepreis
an Barbara Honigmann
Der Jude Paulus
Angriff auf Israel**



Katharina von Kellenbach

Von der Wurzel getragen.

Über das Bild des edlen Olivenbaums

Es ist eine der Errungenschaften des jüdisch-christlichen Dialogs, auf die jüdischen Wurzeln des Christentums hinzuweisen. Die „Deutschen Christen“ und die Nationalsozialisten hatten ja bewusst versucht, diese Wurzeln zu verleugnen, wollten von einem „arischen Jesus“ sprechen und ein „positives Christentum“ von der Hebräischen Bibel trennen. Es ist fortschrittlich und wertschätzend gemeint, wenn von den jüdischen Wurzeln des Christentums gesprochen wird. Und dennoch ist die Verwendung dieses metaphorischen Ausdrucks problematisch. Das soll am Beispiel des Römerbriefes (Röm 11) mit seinem Bild vom edlen Olivenbaum und wilden Zweigen gezeigt werden.

Die Wurzel als Problem

Ein Bild aus einem Schulbuch für den evangelischen Religionsunterricht, das wir aus rechtlichen Gründen nachgezeichnet haben, macht das Problem anschaulich:

Das „Judentum“ ist in der dunklen Erde begraben, während „das Christentum“ grün und saftig in den blauen Himmel wächst. Die entsprechende Farbgebung im Original verstärkt diesen Eindruck sehr.

Unter der Überschrift „Judentum und Christentum“ werden die Schüler*innen aufgefordert, „anhand dieses Schaubildes die Bedeutung des Judentums für das Christentum“ zu erklären. Die Antwort auf diese Frage macht „das Judentum“ zur Vorgeschichte und Untergrund „des Christentums“ – und verstellt damit den Blick auf die jüdische Religion als noch immer lebendige Religionspraxis mit einer dynamischen Auslegungstradition. Damit bekräftigt diese Abbildung die traditionelle Auffassung der Enterbungslehre, nach der die Heidenchristen an die Stelle der Juden als „erwähltes Volk“ treten, die für ihren Unglauben bestraft und von Gott verworfen wurden.

Auch das Gleichnis vom edlen Olivenbaum im Römerbrief wurde jahrhundertlang so gelesen. Der Illustrator von Calvins Psalmenkommentar im Jahr 1563 versah seine Abbildung des Olivenbaumes mit den Worten: „Die Zweige sind herausgebrochen worden, damit ich eingepfropft werde“.

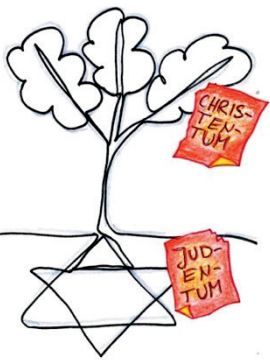
Mit diesem Zitat von Römer 11,19 werden die Erwählung und Einsetzung der Heidenchristen zu Konsequenzen der notwendigen Elimination und göttlichen Verwerfung der Juden. Der Baum mitsamt Wurzeln wird übernommen und dient seither dem parasitären Wachstum der Kirche. Im Bild kommt die rechte Hand Gottes aus den Wolken und schneidet gewaltsam die jüdischen Zweige ab, damit an deren Stelle die linke Hand Gottes neue Zweige einsetzen kann. Jahrhundertlang verstand die Kirche das Gleichnis des Ölbaums als Belegstelle einer feindlichen Übernahme des ganzen Baumes.

Nach der Schoa wurde Römer 9-11 zur zentralen Belegstelle, um die Neuorientierung in den christlich-jüdischen Beziehungen biblisch und theologisch zu begründen. Denn Paulus spricht ja in diesen zwei Kapiteln explizit von der bleibenden Erwählung Israels. Das römisch-katholische Dokument „Nostra Aetate“ des zweiten Vatikanischen Konzils von 1965 zitiert Paulus: „... sie [die Juden] sind Geliebte um der Väter willen ... und die Gaben und Berufungen Gottes sind unwiderruflich“ (Röm 11,28-29), um eine Grundlage zur Umkehr zu schaffen. Der Rheinische Synodalbeschluss „zur Erneuerung des Verhältnisses von Juden und Christen“ von 1980 steht unter dem Motto: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“ (Röm 11,18). Im gleichnamigen Band, herausgegeben von W. Hüllstrung und Helmut Löhr und 2023 erschienen, beschäftigen sich allerdings gleich zwei Beiträge mit den „den Tücken“¹ und „Problemen“² der paulinischen Ölbaum-Allegorie.

Der jüdische Historiker Mark Nanos stellt fest, dass sich diese neue, Post-Schoa-Lesart radikal von traditionellen Auslegungsgewohnheiten verabschiedet (von ihm kommt der Hinweis auf Calvins Buchillustration) und begründet, warum die neue Auslegung historisch und exegetisch zu bevorzugen ist. Die Judaistin Susanne Talarbadon fragt, ob Paulus mit seinem Ölbaumbild die Universalität des Heilsanspruch Jesu Christi bestätigen oder brechen wollte. Beide Neutestamentler berücksichtigen den historischen Kontext des Briefes und erklären die griechischen Begriffe (wer sind die *loudaiois*/Judäer/Juden und *Israelites* eigentlich, von denen Paulus im Text spricht?). Ich kann beide Beiträge nur wärmstens empfehlen. Gleichwohl möchte ich an dieser Stelle bei den Bildern bleiben und mich auf einen Aspekt konzentrieren, mit dem das Bild gestört werden soll: die Kulturtechnik des Pfropfens.

Römer 11,16-24

Zunächst zum Text selbst, der in der Lutherbibel unter dem Titel „Das Bild vom Ölbaum“ mit dem Vers 17 be-



© Anne Eichhorst, EAZB



Illustrator, François Etienne:
„Defraci sunt rami ut ego inserere“



ginnt, obwohl Paulus seine Diskussion eigentlich schon in Vers 16 beginnt und damit einleitet:

11,16 Ist die Erstlingsgabe vom Teig heilig, so ist auch der ganze Teig heilig. Ist die Wurzel heilig, so sind auch die Zweige heilig. 17 Wenn nun einige von den Zweigen ausgebrochen wurden, du aber, der du ein wilder Ölzweig bist, in den Ölbaum eingepfropft wurdest und Anteil bekommen hast an der Wurzel und dem Saft des Ölbaums, 18 so rühme dich nicht gegenüber den Zweigen. Rühmst du dich aber, so sollst du wissen: Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.

*19 Nun wirst du sagen: **Die Zweige sind ausgebrochen worden, damit ich eingepfropft werde.** 20 Ganz recht! Sie wurden ausgebrochen um ihres Unglaubens willen; du aber stehst fest durch den Glauben. Sei nicht überheblich, sondern fürchte dich! 21 Hat Gott die natürlichen Zweige nicht verschont, wird er auch dich nicht verschonen. 22 Darum sieh die Güte und die Strenge Gottes: die Strenge gegenüber denen, die gefallen sind, die Güte Gottes aber dir gegenüber, sofern du in der Güte bleibst; sonst wirst auch du abgehauen werden. 23 Jene aber, sofern sie nicht im Unglauben bleiben, werden eingepfropft werden; denn Gott vermag sie wieder einzupfropfen. 24 Denn wenn du aus dem Ölbaum, der von Natur aus wild war, abgehauen und **wider die Natur** in den edlen Ölbaum eingepfropft worden bist, um wie viel mehr werden die **natürlichen Zweige** wieder eingepfropft werden in ihren eigenen Ölbaum.*

Vom Pfropfen

Das Pfropfen, erklärt der Literaturwissenschaftler Uwe Wirth in seiner Einführung zum Sammelband *Impfen, Pfropfen, Transplantieren* (2011), ermöglicht eine xeno-vegetative, also fremdstämmige Vermehrung, im Unterschied zur geschlechtlichen Fortpflanzung oder Hybridisierung. Während in der geschlechtlichen Fortpflanzung aus zwei genetisch konstituierten Lebewesen ein drittes, genetisch distinktes Lebewesen entsteht, dessen Erbmaterial spontan und unkontrolliert neu sortiert wurde, verhindert das Pfropfen die genetische Vermischung. Beim Pfropfen bleiben zwei Organismen unvermischt und in der Unterschiedlichkeit nebeneinander bestehen. Das Pfropfen unterscheidet sich von der Hybridisierung, einer anderen Kulturtechnik, die aus zwei unterschiedlichen Lebewesen – z.B. einem Pferd und einem Esel – einen Maulesel macht. Hybride Lebewesen (z.B. Tomaten) sind meistens steril und können sich nicht mehr fortpflanzen. Uwe Wirth fasst zusammen:

Pfropfen:	aus zwei mach zwei
Fortpflanzung:	aus zwei macht drei
Hybridisierung:	aus zwei mach eins

Paulus war kein Bauer, und wir wissen nicht, ob er sich mit den Kulturtechniken der Propagation von Obstbäumen und Olivenbäumen auskannte. Aber vielleicht war ihm das *Lied vom Landbau* des römischen Dichters Virgil bekannt, der im ersten Jahrhundert vor der Zeitrechnung lebte. Virgil besingt die Diversität, die das Pfropfen ermöglicht im zweiten Buch der *Georgica*:

*Oftmals auch sehen wir Zweige auf fremden Bäumen ge-
deihen, ohne Beeinträchtigung;
so trägt ein verwilderter Birnbaum Äpfel, die aufgefropft
wurden;
rot leuchten auf Steinkirschen Pflaumen.*

...

*Aufgefropft wird rauhrindigen Erdbeerbaumen die Wal-
nuß;
wilden Platanen der Apfel, der dort sich ganz prächtig ent-
wickelt;
Buchen schimmern hell von Kastanienblüten, auf Eschen
blüht es von Birnen, am Ulmenstamm mampfen die Wild-
schweine Eicheln.³*

Hier wird biologische Pluralität gefeiert und ein wildes Bild „unnatürlicher“ Fruchtbarkeit entworfen. Mit diesem Bild arbeitet Paulus, um die Vermehrung christlicher Gemeinschaften durch Unterschiedlichkeit zu rechtfertigen. Die Christusgläubigen kommen aus allen Völkern, Sprachen, und Kulturen und sie sollen sich nicht integrieren, nicht zu „Kindern Israels“ werden und nicht „konvertieren“. Sie werden – in, mit, und durch Jesus Christus – in die Weisungen und den Dienst des Einen, Gottes Israels, berufen.

Mit der Kulturtechnik des Pfropfens entsteht die Möglichkeit intimer Koexistenz, die weder Integration noch Vermischung, und schon gar keine parasitäre Vernichtung impliziert. Der ursprüngliche Baum bleibt genetisch intakt und trägt seine eigenen Früchte. Der Pfropfen ist weder eine Transplantation, die einverleibt wird, noch ein Impfstoff, der absorbiert werden soll. Der Baum soll den neuen Organismus nicht in sich aufnehmen und integrieren (das würde Konversion tun), sondern „xenovegetative Vermehrung“ ermöglichen: Ein Orangenbaum, der Zitronen (und Orangen) hervorbringt, ein Birnenbaum, der Äpfel (und Birnen) trägt. Ertrags- und Qualitätssteigerung entstehen, weil die genetische Integrität von Baum und Pfropfen nicht angetastet werden.

Paulus nutzt die Pfropfung als Gegenmodell zu einer Eingliederung von nicht-jüdischen Christusgläubigen in die jüdische nationale und religiöse Kultur. Damit verteidigt er sowohl die Expansion der Botschaft Jesu Christi in „die Völker“ der heidnischen Welt, als auch die Integrität und „Heiligkeit“ des Volkes Israel. Als ein „heiliges“ Volk soll Israel den gesonderten Weg der *Halacha* (was mit Weisung, Gesetz oder Weg übersetzt werden kann) gehen, um den Namen Gottes zu „heiligen“ (*kadosh*: heiligen, absondern, Gott zuordnen). Den heidenchristlichen Gemeinschaften kommt ein anderer, assoziierter Weg zu, der unterschiedlich bleiben soll. Dem Universalismus der späteren Weltkirche wird hier vorbeugend und radikal eine Absage erteilt.

So sieht Uwe Wirth das Gleichnis vom Ölbaum als „Beschreibung einer ‚außergewöhnlichen‘ interkulturellen Konfiguration“ und als „Modell für interkulturelle Beziehungen, das vieles von dem Vorweg nimmt, was im Kontext der Postcolonial Studies als Hybridkultur bezeichnet wird: Die Aufpfropfung konzeptualisiert jenen space in between, der durch interkulturelle Prozesse der Aneig-



nung und Übersetzung (zumindest teilweise) überwunden werden soll.⁴

Historischer Kontext

Paulus schreibt an die römische Gemeinde, Jahrzehnte vor dem jüdisch-römischen Krieg und der katastrophalen Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 n.Chr. Die christusgläubigen Anhänger und Anhängerinnen sind auf Schutz und Unterstützung durch die jüdische Gemeinde angewiesen, sie treffen dort aber zunehmend auf Widerstand und Unverständnis. Die neue Bewegung ist ein zartes Pflänzchen! Der Pfropfen ist verletzlich und braucht Zuwendung. Die damaligen Verhältnisse in den christlich-jüdischen Beziehungen haben sich heute verkehrt. Deshalb ist es problematisch, den paulinischen Pfropfen zum Abbild heutiger Beziehungen zu machen.



In einer Abbildung aus einem evangelischen Religionsschulbuch, die wir ebenfalls nachgezeichnet haben, wird das Christentum als ein erdrückender Parasit dargestellt: Das Judentum bleibt (unten links) ein verkümmertes Zweiglein, aus dem das Christentum kraftstrotzend zu voller Größe herauswächst [Russ.-Orth., Kath., Luth., Evang.] und das Judentum geradezu erdrückt.

Es sind nicht nur die Größendimensionen, die aus historischen Gründen anders gezeichnet werden müssten. Auch unsere Be-

griffe wie „christlich“ und „jüdisch“ sind im historischen Kontext der paulinischen Briefe falsch: Weder „Juden“ noch „Christen“ existieren zu seiner Lebenszeit, es ist deshalb problematisch, Paulus zum Gewährsmann heutiger christlich-jüdischer Beziehungen zu machen oder von Konversion zu sprechen: Aus dem jüdischen Saulus wurde kein christlicher Paulus.

Er selbst spricht von sich nicht als „Jude“, sondern beschreibt sich im Philipperbrief als „beschnitten ... aus dem Volk Israel, vom Stamm Benjamin, ein Hebräer von Hebräern, nach dem Gesetz ein Pharisäer, nach dem Eifer ein Verfolger der Gemeinde, nach der Gerechtigkeit, die das Gesetz fordert, untadelig gewesen.“ (Phil 3,5-6). Paulus sieht sich als dem Volk Israel zugehörig und von der „Kraft Christi ergriffen“ (Phil 3,12). Er jagt „nach dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus“ (Phil 3,14). Seine Berufung sieht er darin, einen Weg für die „Völker“ zu schaffen, sich im Namen des Gekreuzigten und Auferstandenen zum Gott Israels zu bekennen. Paulus gründet Gemeinden, die über alle kulturellen und sprachlichen Unterschiede im ganzen Römischen Reich hinweg funktionieren sollen. Er ist in Eile, weil er das Reich Gottes und die Rückkehr des Herrn unmittelbar erwartet. Deshalb sind jüdische Speisevorschriften, Reinheitsgesetze und Beschneidungen nicht der richtige Weg für nichtjüdische Christusanhänger.

Die paulinischen Briefe heute zu lesen, bedeutet, unsere politischen und religiösen Diskussionen um multikultu-

relle Gesellschaft, Integration und Diversität gespiegelt zu sehen: Müssen religiöse und kulturelle Unterschiede überwunden werden, bevor wir in Gemeinschaft leben können? Müssen alle Hebräisch (oder Deutsch, oder Englisch) lernen, bevor sie Bürger- und Gemeinderechte erlangen? Wird Schweinefleisch serviert oder nicht? Müssen Frauen in den Gemeinden einen Schleier tragen oder nicht? Wie bedrohlich sind Unterschiede für eine Gemeinschaft, und was muss passieren, damit sie als bereichernd und Zukunft stärkend erlebt werden?

Wider die Natur

Paulus' Pfropfengleichnis ist in zweifacher Hinsicht „wider die Natur“: Erstens handelt es sich hier um eine Kulturtechnik, die eben nicht natürlich ist, sondern einen Akt der Gewalt darstellt, der der Kontrolle und der Intentionalität bedarf: Dem Baum wird ein Schnitt oder eine Wunde zugefügt, damit ein fremder Pfropfen durch die Heilung anwachsen kann. Der Text spricht vom „Herausbrechen“ (Mark Nanos übersetzt das griechische Wort sanfter als „Wegbiegen“), ein Gewaltakt, den Paulus auch noch moralisch und theologisch auflädt: „Sie [die Zweige] wurden ausgebrochen um ihres Unglaubens willen“ und „die natürlichen Zweige (wurden) nicht verschont.“ Er beschreibt dies als Strafe und warnt ausdrücklich die „wilden Zweige“ vor der göttlichen Strenge vor Überheblichkeit: „sonst wirst auch du abgehauen werden.“ Diese Sprache der Strafe und Strenge war jahrhundertlang das Einfallstor christlicher Enteignungs- und Überlegenheitstheologie.

Dabei verfasst Paulus diese Kapitel im Römerbrief 9-11, um vor Überheblichkeit seitens der heidnischen Christusgläubigen zu warnen. Und doch liefert diese Missinterpretation der Bestrafung und Verwerfung der „natürlichen Zweige“ wegen „Unglaubens“ neue Begründungen für Überlegenheitsdenken. Dabei ist überhaupt nicht klar, wen Paulus genau im Auge hat, oder was er mit „Abhauen“ meint. Es gab (und gibt) in der jüdischen Tradition keine Exkommunikation, wohl aber heftigste Streitgespräche und wüste Polemiken. Paulus steht in dieser prophetischen Verurteilungstradition, die aber *immer* nach erfolgter „Strafe“ in göttliche Barmherzigkeit, Fürsorge und Wohlwollen umschlägt. Selbstverständlich geht auch Paulus davon aus: „Gott vermag sie wieder einzupfropfen“ schreibt er im Blick auf abgehauene edle Zweige Israels. Und: „Um wie viel mehr werden die natürlichen Zweige wieder eingepfropft werden in ihren eigenen Ölbaum,“ sowie sie umkehren und den Weg zurückfinden. Es ist Gott, der die Kontrolle über das Pfropfen behält, dessen Intentionen und gewaltförmige Vorgehensweisen sich letztlich menschlichen Wissens und menschlicher Kontrolle entziehen.

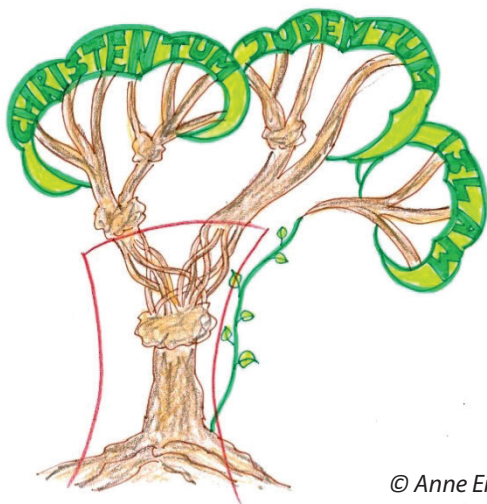
Die Unnatürlichkeit des paulinischen Pfropfbildes besteht zweitens darin, dass „wilde“ Zweige in einen „edlen“ Baum eingepflanzt werden. So handelt kein Obstbauer, der sich vom Pfropfen quantitative und qualitative Vorteile verspricht: edlere, süßere oder mehr Früchte, eine schnellere Ernte von einer widerstandsfähigeren und krankheitsresistenteren Pflanze. Was aber soll der Vorteil

„wilder“ Zweige sein, die einem „edlen“ Olivenbaum aufgepfropft werden? Auch hier kommen wir an die Grenzen menschlichen Wissens um Gottes Intentionen. Um die Wortwahl von „edel“ und „wild“ nicht erneut in „besser“ und „schlechter“, zivilisiert und unzivilisiert aufzulösen, sollte man die Veredelung als eine weitere landwirtschaftliche Kulturtechnik verstehen. Eine Pflanze wird umso „edler“, je länger sie gezüchtet und diszipliniert wurde. „Wild“ bedeutet in diesem Sinne, der (menschlichen) Zucht und Kontrolle nicht unterworfen worden zu sein. Versteht Paulus die Tora als (göttliches) Instrument der Disziplin, dann erklärt sich damit sein Blick auf diejenigen, die dem Joch der Tora nicht unterworfen sind, als „wild“. Dennoch bleibt diese Sprache problematisch, denn sie führt neue Möglichkeiten der Erhebung und Degradierung ein. Fatal wurden solche Begriffe spätestens im Zeitalter der Kolonisierung und Weltmission, als die „Wilden“ der nicht-europäischen Welt „zivilisiert“ und christianisiert werden sollten.

Wurzel, Stämme und Zweige

Stammbäume klären Abstammungslinien und etablieren Verwandtschaftsbeziehungen. Paulus spricht im vierten Kapitel des Römerbriefes vom „leiblichen Stammvater Abraham“, dessen Glaube ihm und seinen Nachkommen als Gnade und Gerechtigkeit angerechnet wird (Röm 4,1-24). Auf diesen Stammvater (und dessen zwei Frauen) berufen sich drei Religionen, die verwandtschaftlich als abrahamitische Religionen bezeichnet werden. Während sich der Islam über Abrahams Frau Hagar und deren erstgeborenen Sohn Ishmael in den Bund einliest, konkurrieren christliche und jüdische Auslegungstraditionen um die rechtmäßige Erbschaft durch Isaak, den Sohn Sarah, Abrahams erster Frau. In seiner Sarah-Hagar-Allegorie im Galaterbrief wird die intime Koexistenz der christusgläubigen und nicht-christusgläubigen jüdischen Auslegungstraditionen über die bittere Konkurrenz der beiden Frauen Abrahams verhandelt und bebildert. Es mag einen Stammvater und eine Wurzel geben, aber es gibt mehr als einen Stamm.

Wir sollten uns diesen Baum mindestens mit zwei Stämmen, spätestens seit dem sechsten Jahrhundert durch einen dritten Traditionsstrang erweitert, vorstellen. Hier ein Versuch von uns:



© Anne Eichhorst, EAzB

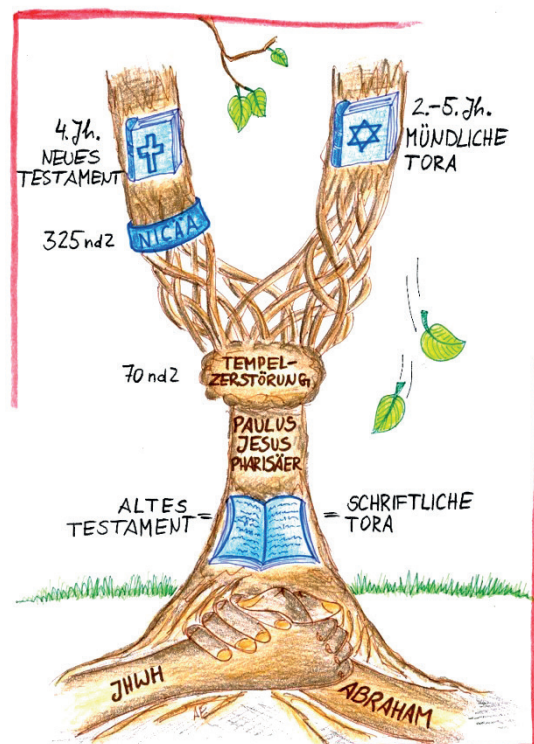
In der Forschung hat sich seit den achtziger Jahren der Begriff der „Trennung der Wege“⁴⁵ etabliert, der später mit dem Begriff der „Wege, die sich nie trennten“ kritisiert und erweitert wurde. Die christlich-jüdischen Religionsgemeinschaften standen immer in Beziehungen zueinander. Durch die Jahrhunderte hindurch gab es neben Verfolgung und Gewalt auch Austausch und Dialog. Es ist eine Geschichte, die nicht als (jüdische) Wurzel und (christlicher) Baum, oder als Mutter- und Tochterreligion beschrieben werden kann.

Zwei historische Daten haben die Trennung der christlichen und jüdischen Wege maßgeblich verursacht, und sie haben nichts mit Jesus von Nazareth, mit Paulus oder den Schriften des Neuen Testaments zu tun:

- 70 n. Chr. die Zerstörung des Tempels in Jerusalem
- 325 n. Chr. die Erhebung der Kirche zur römischen Staatsreligion in Nicäa

Jesus, Paulus und alle Autoren der neutestamentlichen Schriften waren und blieben jüdisch! Die Evangelien, die nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem geschrieben wurden, sind „jüdische“ Reaktionen und Reinterpretationen der „Schrift“, also der Tora, und der Propheten auf die Katastrophe, die den Tempelkult, das Priestertum und den Opferkult beendete. Sie interpretierten die Passionsgeschichte als letzte Opferhandlung und verkündeten Jesus Christus als den neuen Wohnort Gottes, der den Tempel ersetzt. Für die Pharisäer und Rabbinen ersetzt das Wort Gottes, die Tora und deren Studium und Lehre, das Opfer und die Pilgerfeste nach Jerusalem.

Von einer Trennung der Wege kann erst nach dem gewaltsamen Ende des Tempels und des Opferkultes gesprochen werden. Hier ist ein Versuch, diese Trennung bildlich als Baum darzustellen.





Der zweite Bruch kam mehrere Jahrhunderte später, als aus zwei religiös verfolgten Minderheitsgemeinschaften im römischen Reich die Kirche zur römischen Staatsreligion erhoben wurde. Der Triumph weltlicher Macht hatte aus der christlichen Widerstandstradition eine Staatsmacht gemacht, die nicht nur heidnische Religionen komplett verbot, sondern die jüdische Rivalin massiv bedrängte und unterdrückte. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde per Gesetz die „Trennung der Wege“ durchgesetzt: Konversion zum Judentum wurde strafbar, das Einhalten des Sabbats und jüdischer Feiertage verboten und Synagogen zerstört. Und trotz der Unterdrückung haben sich die Wege nie ganz getrennt, gab es neben Episoden kollektiver Zwangskonversionen, Vertreibungen und Zerstörungen auch Zeiten des gemeinsamen Lernens und Dialogs.⁶

Altes und Neues Testament

Die christliche Tradition versteht sich als einen „neuen“ (wilden) Baum, der auf dem „alten“ (edlen) Baum aufgepfropft ist. Dabei wird das Jüdische auf das „Alte Testament“ reduziert und zur Wurzel und Vergangenheit gemacht. In Wirklichkeit entwickeln sich die Schriften der beiden Auslegungstraditionen gleichzeitig als Reaktion auf die traumatischen Ereignisse des jüdisch-römischen Krieges. Wo die christliche Tradition von „alt“ und „neu“ spricht, redet die jüdische Tradition von „schriftlich“ und „mündlich“: Die „mündliche Tora“, neue Gesetze, Interpretationen und Geschichten, die Moses „mündlich“ auf dem Berg Sinai gehört, aber nicht aufgeschrieben hat, werden in der *Mischna* ca. 200 n.Chr. von Juda HaNasi verschriftlicht. Das entspricht den ersten gemeindlichen

Versuchen, die frühchristlichen Schriften von den paulinischen Briefen nach Lukas Evangelium zusammenzufassen und zu kanonisieren. Allerdings entsteht die erste vollständige Liste aller 27 Bücher des Neuen Testaments im Jahr 386 n.Chr. von Bischof Athanasius (mit der Maßgabe, dass alle anderen Schriften häretisch sind und vernichtet werden müssten). Damit der Stammbaum einheitlich und gerade wächst,

werden alle „wildern“ häretischen Triebe beschnitten und verbrannt.

Dagegen gleichen die rabbinischen Kommentare und Auslegungen, die im Babylonischen und Jerusalemer Talmud gesammelt werden, den Ringen eines Baumstamms. Hier wird nichts begradigt und beschnitten, sondern unterschiedliche Positionen und Gegenpositionen, Kritiken und Analysen werden dokumentiert und für zukünftige Kontroversen aufbewahrt.

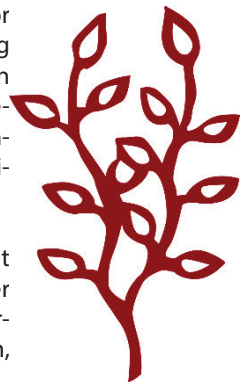
Die Folienseite eines Talmuds legt Ringe neuer Kommentare und Auslegungen um zentrale Worte der Tora und Mischna, in Schichten herum. Dabei entsteht der Eindruck von Baumringen, die Brüche in sich aufnehmen und weitertradiieren.

Traumatische Veränderungen — wie der Verlust des priesterlichen Opferkultes im Tempel in Jerusalem und die Verlagerung jüdischen Religionslebens in Lehrhäuser und Synagogen in der Diaspora — werden über die „mündliche“ Tora in die „schriftliche“ Tora eingelesen. Jede Frage nach dem Willen und Wort Gottes arbeitet sich durch alle Schichten der Auslegungstradition und berücksichtigt vergangene Auseinandersetzungen, Widersprüche und Minderheitenpositionen. Damit werden die Fülle und Pluralität, Diversität und Reichtum des Wortes Gottes zur spirituellen und intellektuellen Praxis.

Auch das Neue Testament steht in dieser Tradition und beinhaltet vier Evangelien, die sich widersprechen und unterschiedliche Perspektiven einnehmen. Dieselbe Geschichte wird mit vier verschiedenen theologischen Schwerpunkten erzählt. Zum Beispiel berichten das Lukas- und Matthäusevangelium (aber nicht Markus und Johannes) ganz unterschiedliche Geburts geschichten, die allerdings in kirchlichen Krippenspielen zu einer Geschichte zusammengeführt und geglättet werden: Dort finden sich die Hirten (Lukas) neben den Weisen aus dem Morgenlande (Matt.) an einer Krippe (Lukas) unter einem Stern (Matt.). Erst die (jüdische) Kunst intertextuellen Lesens erschließt tiefere Bedeutungen, wie zum Beispiel die Frage, warum Jesus eigentlich in Bethlehem geboren werden musste, obwohl er doch aus Nazareth stammt (Micha 5,1). Die Sprache von Alt und Neu, Verheißung und Erfüllung macht nicht nur das Judentum zur Vergangenheit, sondern beschnidet die schöpferische Vielfalt intertextueller Schriftauslegung.

Dieses Logo des Institute for Jewish-Christian Understanding (IJCU) am Muhlenberg College in Pennsylvania stellt die beiden Religionsgemeinschaften als ebenbürtig, dynamisch, und gleichzeitig dar.

Auch wenn die Stränge getrennt verlaufen, gibt es immer wieder verbindende Ausläufer und Überläufer. Die Wege trennen sich,



Babylonischer Talmud, Berachot 2 a, Blomberg Edition, Venedig 1548. <https://www.sas.upenn.edu/~jtreat/rs/002/Judaism/talmud.html>, University of Pennsylvania



sind aber nie wirklich getrennt. In all diesen Jahrhunderten existierten jüdische Menschen, die sich zu Jesus Christus bekennen wollten, und christliche Menschen, die aus Überzeugung zum Judentum übertraten.⁷ Auch deren Geschichten, Erfahrungen und Beiträge sollen erinnert und geschätzt werden.

Das Bild des gepfropften Ölbaums spricht nicht nur gegen eine Reduktion des Judentums zur Wurzel, sondern kultiviert Wertschätzung religiöser, kultureller und ethnischer Diversität und Unterschiedlichkeit, so „unnatürlich“ das erscheinen mag.

Literaturhinweise

- Mark Nanos, „Neue Früchte von einem vertrauten Olivenbaum?“ in W. Hüllstrung, Helmut Löhr (Hgs) *„Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“: Gegenwärtige Perspektiven zum Rheinischen Synodalabschluss*. Leipzig 2023.
- Susanne Talabardon, „Nicht du trägst die Wurzel: Über die Tücken einer beliebten Metapher“, in Angelika Strotmann und Heinz Blatz (Hg) *Edler Ölbaum und wilde Zweige: Christlich-jüdischer Dialog auf neutestamentlicher Grundlage*. Stuttgart 2023.
- Michael Balceris, „Beziehungsstatus: „Es ist kompliziert“?! Eine Annäherung an das jüdisch-christliche Verhältnis, in Wilfred Verburg, Jan Wopowa (Hgs). *Religion Unterrichten: Judentum und Christentum in Dialog*. Göttingen 2022.
- Marie Theres Wacker, Luise Schottroff (Hgs), *Von der Wurzel getragen – Christlich-feministische Exegese in Auseinandersetzung mit Antijudaismus*. Leiden 1995.
- Uwe Wirth, „Kultur als Propfung, Propfung als Kulturmodell“, in Uwe Wirth (Hg) *Impfen, Pfropfen, Transplantieren*. Berlin 2011.
- Benjamin D. Gordon, „On the Sanctity of Mixtures and Branches: Two Halakic Sayings in Romans 11:16–24“, *Journal of Biblical Literature*, Vol. 135, No. 2 (Summer 2016), 355-368.

(Endnotes)

- 1 Susanne Talabardon, „Nicht du trägst die Wurzel: Über die Tücken einer beliebten Metapher“, in Angelika Strotmann und Heinz Blatz (Hg) *Edler Ölbaum und wilde Zweige: Christlich-jüdischer Dialog auf neutestamentlicher Grundlage*, Stuttgart 2023.
- 2 Mark Nanos, „Neue Früchte von einem vertrauten Olivenbaum?“ in W. Hüllstrung, Helmut Löhr (Hgs) *„Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“: Gegenwärtige Perspektiven zum Rheinischen Synodalabschluss*. Leipzig 2023. Susanne Talabardon, „Der Rheinische Synodalabschluss von 1980 und die Frage von Baum, Wurzel und Zweigen“ in W. Hüllstrung, Helmut Löhr (Hgs). *Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“: Gegenwärtige Perspektiven zum Rheinischen Synodalabschluss* Leipzig 2023.
- 3 Uwe Wirth, „Kultur als Propfung, Propfung als Kulturmodell“, in *Impfen, Pfropfen, Transplantieren*, in Uwe Wirth (Hg) Berlin 2011
- 4 Uwe Wirth, „Kultur als Propfung“, S.49
- 5 Stefan Krauter, Vom »Parting of the Ways« zu »Ways that Never Parted« Verkündigung und Forschung 65. Jg., Heft 1, S. 17–25, 2020 Gütersloher Verlagshaus, Shaye Cohen, *The Ways that Parted: Jews, Christians, and Jewish-Christians ca. 100-150 CE*. Near Eastern Languages and Civilizations, Harvard University 2013. <http://nrs.harvard.edu/urn-3:HUL.InstRepos:10861143>
- 6 Michal Bar-Asher Siegal, Yossi Yovel, „Network analysis reveals insights about the interconnections of Judaism and Christianity in the first centuries CE“. *Humanities and Social Sciences Communications* Januar 2023
- 7 Leo and Gunda Wöbken, *Denn dein Gott ist mein Gott: Wege zum Judentum und zur jüdischen Gemeinschaft*. Stuttgart, 2005. Walter Homolka (Hg) *Nicht durch Geburt allein: Übertritt zum Judentum*. München 1995; Cohn-Sherbok, Dan, *Messianic Judaism*. London 2000. Prina Nave Levinson, *Aus freier Entscheidung- Wege zum Judentum*, Teetz 2002

Prof. em. Katharina von Kellenbach, PhD, ist Projektreferentin für „Bildstörungen: Elemente einer antisemitismuskritischen pädagogischen und theologischen Praxis“ an der Evang. Akademie Berlin

Titelbild:

Olivenbaum im Norden Israels; Foto: HGVorndran

Fundus - die Bilderdatenbank

der EKD mit 10 Landeskirchen

Für kirchliche Mitarbeitende bietet Fundus publizierfähige Bilder für unterschiedliche Einsatzmöglichkeiten (Print, Online). Die Motive stammen aus dem Bereich der kirchlichen oder diakonischen Arbeit zur Bebilderung von religiösen Themen, aber auch Natur- oder Stimmungsbilder. Einige Hundert Fotos zu Judentum, Christentum und Islam stammen von Hans-Georg Vorndran. Das Bildmaterial steht in verschiedenen Auflösungen kostenfrei zum Download zur Verfügung.

Fundus wird betrieben vom MEDIENHAUS der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

Link zu Fundus zur einmaligen kostenl. Registrierung <http://fundus.media/>

ISRAEL ALS ERBEN

Durch ein Testament für den JNF-KKL e.V. sind Sie auf ewig mit dem Heiligen Land verbunden. Wir freuen uns, Sie bei einem vertraulichen Gespräch kennenzulernen, gerne auch bei Ihnen zu Hause. Eine kostenlose Infobroschüre liegt für Sie bereit.

Foto: Adobe Stock/Mitromedia

Jüdischer Nationalfonds e.V. Keren Kayemeth LelIsrael
Telefon: 069-97 14 02-15 | E-Mail: nachlass@jnf-kkk.de
www.jnf-kkk/israel-als-erben
Seit über 120 Jahren Aufbau des Landes Israel mit dem JNF-KKL





Jehoschua Ahrens

Jesus und die Beschneidung am achten Tag

Am 1. Januar wurde Jesus beschnitten – mit diesem Tag beginnt bis heute der „bürgerliche“ Kalender

Die Beschneidung, die in unserer jüdischen Tradition so zentral und wichtig ist, war immer eine Kontroverse zwischen Judentum und Christentum. Spätestens seit Paulus gilt die Beschneidung als einer der Riten, die scheinbar nicht mehr gültig sind.

Dabei ist es gerade Paulus, der von den Juden weiterhin erwartet, sich beschneiden zu lassen und generell den Geboten der Tora zu folgen. In der Apostelgeschichte (15,1) heißt es explizit: „Und einige kamen herab von Judäa und lehrten die Brüder: Wenn ihr euch nicht beschneiden lasst nach der Ordnung des Mose, könnt ihr nicht selig werden.“

Andererseits sollen aber Nichtjuden, die Jesus als ihren Messias annehmen, nicht beschnitten werden, denn sie sollen – nach Paulus – nicht zum Judentum konvertieren, sondern nur die ethischen Grundlagen des Judentums (die sieben Noachidischen Gebote) annehmen. Dass eine „Beschneidung des Herzens“ und der Glaube ganz grundsätzlich die Pflicht der Beschneidung aufheben, ist so bei Paulus nicht zu lesen.

Eine weitere Verbundenheit der Beschneidung und des christlichen Ritus ist der Wein, der auch das „Blut der Trauben“ (1. Buch Mose 49,11) genannt wird. Diese jüdische Symbolik aus der Tora spielt in der christlichen Eucharistie eine zentrale Rolle, wie bei Markus (14,24), wo der Wein das „Blut des Bundes“ genannt wird.

Eines ist jedenfalls klar: Jesus war als gläubiger Jude seiner Zeit natürlich beschnitten. Die Beschneidung Jesu ist bei Lukas beschrieben. Lukas versucht, mit der Geburtsgeschichte Jesu eine Verbindung zwischen dem Tanach (der Hebräischen Bibel) und dem Neuen Testament herzustellen, Jesus also in der jüdischen Tradition zu verankern.

Dazu passt die Verkündigung der Geburt Jesu durch einen Engel an Maria, in der es heißt: „Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben“ (Lukas 1, 30–33).

Auch wenn zur Zeit Lukas' schon klar ist, dass die allermeisten Juden nicht an Jesus als ihren Messias glauben und auch eine baldige Wiederkunft Jesu offensichtlich nicht erfolgte, so versucht der Autor dieses Evangeliums, die davidische Messiaserwartung (vgl. 2. Buch Samuel 7,12) als erfüllt darzustellen. In jedem Fall wird Jesus in der Beschreibung von Lukas in eine jüdisch observante Familie hineingeboren, die alle rituellen Gebote einhält, beispielsweise auch den Tempel besucht und Pessach feiert.

Dazu passt natürlich entsprechend auch die Beschneidung Jesu (Lukas 2,21): „Und als acht Tage um waren und er beschnitten werden sollte, gab man ihm den Namen Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe er im Mutterleib empfangen war.“

Gemäß der jüdischen Tradition wurde das Baby am achten Tag beschnitten und erhält mit der Beschneidung den Namen Jesus (den der Engel bereits bei der Ankündigung der Geburt vorgegeben hatte), abgeleitet von dem hebräischen Namen Jehoschua, was im Neuen Testament mit „der Herr rettet“ übersetzt wird (Matthäus 1,21) und im Tanach (in diversen Varianten, beispielsweise Hoschea) sowie in späterer Zeit ein häufiger Name war.

Danach wird die Pidjon Ha-Ben, die „Auslösung des Erstgeborenen“ (2. Buch Mose 13,2 und 12,15; 4. Buch Mose 18, 15–16; Nechemia 10, 36–37), beschrieben und später die starke Verbundenheit Jesu und seiner Familie zu den Geboten der Tora, zu Jerusalem und zum Tempel.

Das Bewusstsein für diese große Verbundenheit verblasste aber im Laufe der Zeit im Christentum. Anfangs wurde Jesus in zahlreichen Gemälden, Skulpturen und Manuskripten als beschnitten dargestellt. Im Mittelalter wurde das „Sanctum Praeputium Domini“, die heilige Vorhaut Jesu, noch in vielen westeuropäischen Kirchen als Reliquie verehrt, zum Beispiel in Antwerpen, in Frank-



Beschneidung Jesu. Relief an der Außenwand des Wiener Stephansdoms; Foto: HGVorndran

reich oder auch in Santiago de Compostela. Doch durch die Umwidmung des Beschneidungsrituals zur Taufe im Christentum ging die Bedeutung der Beschneidung sukzessive verloren.

In der katholischen Kirche wurde der Tag der Beschneidung am 1. Januar noch bis 1960 gefeiert. In lutherischen Feiertagskalendern ist der 1. Januar, der achte Tag nach Weihnachten, noch immer als „Tag der Beschneidung und Namensgebung Jesu“ zu finden. Der zugehörige Bibeltext wird aber kaum noch in evangelischen Kirchen gelesen, und Predigten, die sich auch thematisch damit befassen, gibt es praktisch nicht mehr.

Gerard Minnaard

Besch(n)eidung

Israel hinkt

Wenn jemand seinen alten Namen ablegt und einen neuen Namen annimmt, ist das die äußerliche Bestätigung einer neuen Identität. „Israel“ ist solch ein neuer Name.

Ab jetzt wird dein Name „Israel“ sein, das bedeutet: „Der um Humanität ringt“. Denn du kämpfst mit Gott und der Welt und gibst nicht auf.

Mit diesen Worten bekommt Jakob in einem geheimnisvollen Kampf seinen neuen Namen: Israel.

Der Kampf findet in der Nacht an einem Grenzfluss statt. Jakob hat seinen älteren Bruder, Esau, um sein Erbe betrogen und ist daraufhin ins Ausland geflohen. Es gab einen guten Grund, den Bruder zu betrügen, denn das Erbe steht für Verantwortung für die Großfamilie und es war klar, dass Esau keine Verantwortung tragen will. Erbe, Verantwortung und Segen bilden eine Einheit. Es gibt nur eine Person, die die Verantwortung bekommt, es gibt nur eine Person, die deshalb den Hauptteil des Erbes bekommt und es gibt nur einen Segen, der das Erbe besiegelt. Normalerweise ist diese Person in der patriarchalen Gesellschaft biblischer Zeiten der erstgeborene Sohn. In diesem Fall ist es jedoch anders. Weil Esau auf Verantwortung pfeift und seine Mutter ihren jüngeren Sohn, Jakob, vorschubt, damit er das Erbe bekommt. So schildert die Erzählung den Aufstand der Zweitrangigen gegen die verantwortungslose Macht des Zentrums. Damit steht die Frage im Raum, ob auf diesem Aufstand auch wirklich Segen ruht. Kann auf einem geklauten Segen, Segen ruhen?

In der Nacht kämpft Jakob mit seiner Vergangenheit. Die biblische Erzählung formuliert es anders. Geheimnisvoller, spannender, aber auch präziser. Denn die Frage ist, ob wir wirklich genug Kraft haben, uns selber unse-

Dabei sollten Christinnen und Christen eines nicht vergessen: Die christliche Jahreszählung beginnt nicht etwa mit Ostern, der Auferstehung Jesu, oder Weihnachten, der Geburt Jesu, sondern mit dem 1. Januar, also der Beschneidung Jesu. Denn erst durch die Brit Mila, den Bund der Beschneidung, konnte er die Rolle, die ihm nach christlichem Verständnis zugeschrieben wird, überhaupt annehmen.

Rabbiner Jehoschua Ahrens ist Mitteleuropa-Direktor des Center for Jewish-Christian Understanding and Cooperation sowie Mitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland (ORD). Seit August 2023 Gemeinderabbiner in Bern. Zu seiner dortigen Einführung siehe <https://www.tachles.ch/artikel/news/jehoschua-ahrens-nun-offiziell-im-amt>

rer Schuld zu stellen. Ist es nicht vielmehr so, dass uns „etwas“ entgegentritt, und uns dazu zwingt, uns mit unserem Anteil an dem Konflikt, in dem wir verwickelt sind, auseinanderzusetzen? Die Erzählung spricht von einem „Dämon“, der Jakob angreift. In diesem Dämonischen, das in Jakob tobt, steckt der Schutzengel Esau, ja es ist „Gott“ selber, der es im Namen des Bruders mit Jakob aufnimmt. Jakob kämpft mit sich und gegen sich. Er kämpft mit „Gott“.

In dem Kampf wird Jakob nach seinem Namen gefragt. Er antwortet: Ich bin Jakob – das heißt übersetzt „Betrüger“. Es ist das erste Mal, dass Jakob in der Erzählung seinen Namen nennt: Ich bin Jakob. Ich bin ein Betrüger. Ich habe mich schuldig gemacht. Und ich will trotzdem gesegnet werden! Das ist die unüberwindliche Stärke Jakobs. Er hat verstanden, dass der Aufstand, auch wenn er berechtigt ist, nicht automatisch gesegnet ist. Die Erzählerinnen und Erzähler wissen um die Schuld der kleinen Menschen, die sich zu Recht wehren. Diese Schuld darf nicht übergangen werden.

*Zwölfbotenaltar
Evang. St. Jakobs
Kirche, Rothenburg
o.d.T. mit Beschnei-
dung Jesu; um 1509;
Foto: HGVorndran*





Sie muss bearbeitet werden, damit die zukünftige Macht nicht selbstgerecht wird.

In dem Moment, in dem Jakob seinen Namen nennt und sich zu seiner Schuld bekennt, bekommt er seinen neuen Namen: Israel – das ist *der, der nicht aufhört, mit „Gott und der Welt“ um Humanität zu ringen*. Auf diesem Ringen liegt Segen. Das ist die Pointe der Erzählung, die etwas später mit der Versöhnung der verfeindeten Brüder abgeschlossen wird. Doch noch bevor der Segen ausgesprochen wird, heißt es, dass Jakob im Kampf seine Hüfte verrenkt hat. Genauer gesagt, er wurde an seiner Hüfte berührt, bzw. geschlagen. Der Kampf um Humanität, der Kampf mit „Gott“, der immer auch ein Kampf mit sich selber ist, geht nicht unbemerkt an einem vorüber. Er hinterlässt Spuren, sowohl seelisch als auch körperlich.

Die Beschneidung

Die Beschneidung ist die bleibende „Wunde“ am Körper, die die Zugehörigkeit zu „Israel“ sichtbar macht. Wir hören davon zum ersten Mal in 1. Mose 17,10-14:

Dies ist mein Bund, den ihr wahren sollt, zwischen mir und euch und deinem Samen nach dir: Beschnitten unter euch sei alles Männliche.

Am Fleisch eurer Vorhaut sollt ihr beschnitten werden, das sei zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch. Im Alter von acht Tagen soll jedes männliche Kind beschnitten werden (...).

Mein Bund sei an euerm Fleisch zum ewigen Bund.

Ein nicht beschnittener Mann, der am Fleisch seiner Vorhaut sich nicht beschneiden lässt, er soll aus dem Volk entfernt werden, meinen Bund hat er gebrochen.

Die Beschneidung findet am 8. Tag nach der Geburt statt. An diesem Tag bekommt der Junge seinen jüdischen Namen und wird in den Bund mit Abraham aufgenommen. Die Beschneidung bezeugt, dass der Beschnittene sich mit dem biblischen „Gott“ verbunden, d. h. auf das Ringen um Humanität verpflichtet hat. Die Beschneidung ist damit *das* Zeichen des Bundes der Humanität.

Die Beschneidung ist zweifellos ein Zeichen einer patriarchalen Gesellschaft. Sie ist allerdings auch Zeichen der Kritik an das Patriarchat. In ihrem Buch „Die Erlösung unseres Leibes. Schwul-theologische Überlegungen wider natürliche Theologie“ widmen Rinse Reeling Brouwer und Frans-Joseph Hirs der Beschneidung ein ganzes Kapitel. In ihrem Text kommen sie u.a. auf die merkwürdige Erzählung in 2. Mose 4 zu sprechen, wo eine Frau (Zippora) Mose nachts beschneidet und das Blut auf seine Füße schmiert. Nur so kann Mose seinen Weg zum Pharao fortsetzen und die Führung beim Auszug übernehmen. Sie schreiben:

Für die Befreiung muss Israel beschnitten sein. Nach Ex 12,44 muss man beschnitten werden, um Pesach mitfeiern zu können – die Mahlzeit, die den Auszug einleitet. In Josua 5 wird dann, ehe die Inbesitznahme des Landes beginnen kann, alles, was männlich ist, beschnitten. Die Männer müssen bluten und Schmerzen ertragen, ehe der Weg der Befreiung eingeschlagen werden kann. Ein Mann geht mit blutigen Füßen auf dem Weg des HERRN aus der Unter-

drückung. Die Wunde, die sein muss, um die Sklaverei zu brechen, entsteht an seiner Männlichkeit. Es ist eine Frau, die daran schneidet und den Mann bluten lässt, so dass die Befreiung stattfinden kann. Auf diese Weise wird die Beschneidung, Zeichen des Bundes, auch ein Zeichen gegen die Herrschaft der Männlichkeit. Beschneidung ist ein anti-phallokratisches Zeichen. (...)

Die Beschneidung gemahnt den Mann, dass es nicht seine Männlichkeit ist, die für den Fortgang des Bundes sorgt. Das müssen Männer bleibend spüren. (...) Das Zeichen des Bundes ist nicht schon die Sache selbst, es kann missbraucht werden, aber selbst im Missbrauch warnt uns die Schrift vor brutaler Männermacht. (89)

Auffallend ist die Parallelität zwischen Jakobs Kampf am Jabbok und der Beschneidung des Mose. In beiden Erzählungen findet eine Art dämonischer, nächtlicher Angriff mit bleibenden körperlichen Folgen statt. Es ist deshalb anzunehmen, dass es eine inhaltliche Verbindung zwischen der Beschneidung Mose und der „Berührung“ Jakobs an der Hüfte gibt. Sie besteht in der Tat darin, dass aus der Hüfte bzw. aus den Lenden die Nachkommenschaft hervorgeht, so dass wir es in beiden Fällen mit einer Kritik an der männlichen Potenz zu tun haben. Die Väter der Überlieferung müssen bleibend daran erinnert werden, dass sie in der Befreiungsgeschichte eine dienende Rolle haben.

Die kritische Funktion der Beschneidung ist das eine. Die patriarchale Seite dieser feierlichen Handlung mit ihren traditionsreichen Bedeutungen das andere. Es ist gut, dass Mädchen nicht beschnitten werden, aber es ist nicht gut, dass es für Mädchen keinen vergleichbaren Ritus mit einem ähnlichen Stellenwert gibt. Die Überlegung, dass ein Mädchen, das durch die Abstammung von einer jüdischen Mutter automatisch in den Bund aufgenommen wird, diesen kritischen Akt nicht braucht, hilft da nicht weiter. Es ist deshalb gut, dass im Laufe der Zeit in der Tradition Rituale für Mädchen entwickelt wurden. So wird z.B. der Name eines Mädchens am Sabbat nach der Geburt im Rahmen der Toralesung in der Synagoge verkündet.

Streit um Beschneidung

Paulus und Petrus, auf die die Kirche heute als ihre Leute zurückblickt, waren selbstverständlich beschnittene Juden. Auch Jesus selbst war ein beschnittener Jude. So berichtet Lukas 2,21:

Als acht Tage vorbei waren, fand die Beschneidung statt. Und er erhielt den Namen Jesus. (...) Sie brachten ihn in den Tempel, um ihn „Gott“ vorzustellen – wie in der Tora geschrieben steht: Alles männliche Erstgeborene soll „Gott“ heilig sein. Und sie brachten ein Opfer nach der Bestimmung der Tora.

Die neue jüdisch-christliche Gemeinschaft, die anfänglich im Rahmen der jüdischen Gemeinschaft und dann getrennt davon entstanden ist, tat sich aber schwer mit der Frage, wie sie mit den rituellen Verpflichtungen der Überlieferung umgehen sollte. Es wurde über die Frage gestritten, ob die rituellen Verpflichtungen genauso für Neuhinzugekommene gelten sollten, wie für die, die



qua Geburt dazugehörten. Die Frage der Beschneidung spielte in diesem Streit eine Schlüsselrolle. Auf einer berühmten Synode in Jerusalem, dem so genannten Apostelkonzil, fiel dann die Entscheidung gegen die Pflicht zur Beschneidung für alle (Apostelgeschichte 15). Die rituelle Beschneidung war keine Bedingung der Zugehörigkeit mehr.

Denn in Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschneidensein etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. (Galater 5,6, siehe auch 6,15)

Das Ritual „am Fleisch“ wurde fallengelassen, aber nicht das, was in dem Ritual gemeint ist: die Beschneidung „am Herzen“. Das Herz ist in der Bibel der Ort des Verstandes und der Orientierung. Es soll auf die Stimme „Gottes“, das heißt auf die Stimme der Mit-Menschlichkeit ausgerichtet sein. Die herrschaftskritische Pointe und Orientierung, die die Beschneidung verkörpert, sollte nicht aufgegeben werden. Die Nachfolge Jesu ist unlösbar mit der Beschneidung „am Herzen“ verbunden.

Dass es nicht auf das Ritual, sondern auf die lebendige Treue zum Bund ankommt, gilt selbstverständlich auch im Alten Testament. Und auch im Alten Testament wird über die Beschneidung „am Fleisch“ als eine „Beschneidung am Herzen“ gesprochen (5. Mose 10,16. 30,6. Jeremia 4,4). Die Beschneidung „am Fleisch“ besiegelt im Alten Testament die Zugehörigkeit zum Volk des Bundes, aber sie sagt nichts aus über die Bundestreue, auf die es ja ankommt.

Siehe, es kommt die Zeit, spricht die EWIGE, da werde ich alle zur Verantwortung ziehen, die an der Vorhaut beschnitten sind: Juda, Edom, die Ammoniter, Moab (...). Denn all diese Völker sind unbeschnitten, auch ganz Israel hat ein unbeschnittenes Herz. (Jeremia 9,24f.)

Die Entscheidung, die Beschneidung „am Fleisch“ als Bedingung der Zugehörigkeit zur neuen „jüdisch-christlichen“ Gemeinschaft fallenzulassen, ist theologisch (die Lehre betreffend) nachvollziehbar. Ekklesiologisch (die Gemeinde betreffend) hat sie aber wohl eher nicht zum Zusammenhalt der neuen Gemeinschaft beigetragen. Vielleicht ist es doch ein größeres Problem als damals angenommen wurde, dass die neue Gemeinschaft sich in vielerlei Hinsicht von der „jüdischen“ Materialität der Überlieferung getrennt hat. Die Beschneidung findet „nur“ noch am Herzen statt. Die rituellen Gesetze (Speisegesetze, Reinheitsgesetze) gelten nicht mehr. Es spricht viel dafür, dass dadurch eine Entwicklung in Gang gesetzt wurde, die dazu geführt hat, das „christlich“ Geistige vom „jüdisch“ Fleischlichen loszulösen. Eine logische Folge dieser Spiritualisierung ist eine damit einhergehende Entpolitisierung des Glaubens.

Bescheidung

Die Genezarehtkirche in Berlin bietet über ihr Segensbüro Pop-Up-Hochzeiten an: „Wir sind für alle da, die ein passendes Segensangebot für ihre Liebe suchen“. Das Angebot ist: kostenfrei, unbürokratisch und wohltuend. „Bringt irgend ein Ausweisdokument mit und schon geht es los...“ „Wir fragen nach keiner Kircheng Zugehörigkeit und machen unsere

Segenshochzeitspaare nicht zu Kirchenmitgliedern (...).“ Es stehen insgesamt drei Hochzeitssegenspakete zur Wahl: einmal unter dem Hochzeitsbaum neben der Kirche, einmal in der Kirche mit Live-Band, einmal in der Kirche mit Elektrobeats. Darüber hinaus gibt es die Möglichkeit an einem bestimmten Tag an einer Spontan-Hochzeit teilzunehmen. In der Marienkirche in Berlin haben sich in diesem Jahr an einem Mittwoch sechs Erwachsene spontan taufen lassen. Vier Frauen und zwei Männer hätten das Angebot einer Pop-up-Taufe genutzt. Pop-up-Taufen gibt es in diesem Jahr der Taufe an jedem dritten Mittwoch im Monat. Bei Pop-up-Taufen können sich Gläubige auch ohne vorherige Anmeldung nach einem unmittelbar davor stattfindenden Gespräch taufen lassen.

Der markttaugliche Eventcharakter dieser Angebote (alle Termine sind vergeben!), passt zu einer Gesellschaft, die alle Bedürfnisse, wie kurios auch immer, befriedigen will, ohne die tieferen – meist ökonomischen – Ursachen des Auseinanderfallens der Gemeinschaft anzugehen. Der Glaube verkommt zu einer religiösen Anpassung an eine rastlose und gnadenlose Welt ohne Seele. Der biblische Glaube will eine solche Welt aber nicht religiös übertünchen, sondern ihr ein „Halt!“ zurufen. Genau das ist die Intention der Beschneidung.

Die Intention der Beschneidung ist das „Immer Mehr“, das unsere Gesellschaft antreibt und bedroht, auf ein Maß zu stützen, das sich nicht am Markt, sondern an Menschlichkeit orientiert. Eine ähnliche Funktion hat der Sabbat. Der Sabbat lehrt uns die Mäßigung, das ist das Maß des „Genugs“. Man könnte sagen, dass der Sabbat die Zeit beschneidet. Die Zeit rennt nicht rastlos ins Leere, sie wird in Banden gelegt und an das Zusammenleben der Gemeinschaft in Gerechtigkeit und Frieden gebunden.

Wir – das sind die Gesellschaft, die Kirche und das bin ich selber – wir sind gefangen im Hamsterrad einer Marktwirtschaft, die auf Wachstum, Konkurrenz und Leistung basiert. Das System, in dem wir leben und von dem wir – meist gut – leben, hat uns im Griff. Ja, wir sind süchtig. Wir sind krank. Es ist nicht einfach, das zuzugeben. Zumal es nicht wahrscheinlich ist, dass wir uns selber heilen können. Aber, was dann?

Es gibt, meines Erachtens, einen Zusammenhang zwischen der Verflüchtigung der Materialität der Beschneidung und der Schwierigkeit, sich ernsthaft zu bescheiden. Sollen wir (Männer) uns also wieder beschneiden lassen? Das ist wohl nicht die Lösung. Aber vielleicht brauchen wir doch verbindliche Zeichen, die uns unter die Haut gehen. Es wird nicht einfach sein. Ohne einen Kampf mit unseren Dämonen wird es nicht gehen. Gegen den, der sich im Sinne Jakobs angreifen lässt.

Gerard Minnaard ist Geschäftsführer der Woltersburger Mühle und Mitherausgeber der Junge.Kirche Mit freundlicher Genehmigung aus. JUNGE.KIRCHE 3/23 www.woltersburger-muehle.de



Gregor Etzelmüller

Beschneidung und Bestimmung

Mal ehrlich: Kommt es uns heute überhaupt noch in den Sinn, dass die Beschneidung uns religiös etwas angeht und theologisch zu denken gibt? Wenn Beschneidung heute in Deutschland überhaupt zum Thema wird, dann fast ausschließlich im Kontext der Frage: Darf die Bundesrepublik Deutschland als „Land der Täter“ aufgrund des grundgesetzlich verbrieften Schutzes der körperlichen Unversehrtheit, das die Nationalsozialisten mit Füßen getreten haben, jüdischen Gemeinden verbieten, ihre neugeborenen Jungen zu beschneiden? Nein, denn ein solches Verbot wäre nichts anderes als der wiederholte Versuch, jüdisches Leben in Deutschland zum Erliegen zu bringen.

Wie sehr die Beschneidung aus dem Gedächtnis der Kirchen verschwunden ist, hat auch die letzte Gottesdienstreform verdeutlicht: Still und heimlich haben sich (wie schon der römische Katholizismus in den sechziger Jahren) die evangelischen Kirchen in Deutschland von einem Kirchenfest verabschiedet, das bis dato im Kirchenkalender zumindest der lutherischen Kirchen seinen Ort hatte: das Fest der Beschneidung Jesu. Acht Tage nach Weihnachten – unglücklicherweise auf den Neujahrstag fallend – hat dieses Fest dem Druck des „heidnischen“ Kalenders (das jüdische Jahr und das Kirchenjahr haben zu diesem Zeitpunkt ja immer schon längst begonnen) nicht standgehalten. Die Erinnerung an die Beschneidung Jesu hielt zumindest im Bewusstsein, dass die Beschneidung Christen und Juden nicht nur unterscheidet, sondern auch verbindet.

Dass die Beschneidung uns so fern gerückt ist, hängt damit zusammen, dass sich die Kirche anders entwickelt hat, als Paulus und das Urchristentum es erwartet hatten. An die Stelle einer Kirche aus Juden und Heiden trat eine allein von Heidenchristen dominierte Kirche, der es leichter fiel, „heidnisch“ als „jüdisch“ zu denken. Mit den Juden ging in den Kirchen auch die Beschneidung verloren.

Eine Anfrage, die bleibt

Paulus kämpfte für eine beschneidungsfreie Heidenmission – Männer aus den Heidenvölkern sollten Christen werden können, ohne zuvor Juden werden zu müssen –, wollte aber, dass jüdische Jungen und Männer auch in den christlichen Gemeinden weiterhin beschnitten werden. Die Apostelgeschichte erzählt, dass Paulus den unbeschnittenen Timotheus, der Sohn einer jüdischen Mutter war, nachträglich beschneiden ließ (Apg 16,3). Hinter dieser paulinischen Position steht eine nachvollziehbare Logik: Zum einen soll deutlich werden – dafür stehen die beschnittenen Juden –, dass die in Jesus Christus anhebende Geschichte des Christentums in die jüdische Tradition gehört. Die Kirche wurzelt in der Geschichte Israels, die mit Abraham anhebt. Sie kommt von einer bestimm-

ten, partikularen Geschichte her. Zum anderen verdeutlicht die beschneidungsfreie Heidenmission, dass es im Christentum nicht darum geht, dass alle Menschen sich dem Volk und der Religion Israels zurechnen, also gleichsam Israeliten „dem Fleisch nach“ werden. Das Christentum negiert die von Gott gewollte und gebotene Unterscheidung von Juden und Heiden nicht. Es lebt aber von der Hoffnung, dass auch Menschen aus den Völkern aus ihren vertrauten Lebensweisen ausziehen und sich dem Israel-Projekt Gottes verschreiben.

Dabei ist stets mitzubedenken, dass diese Ausweitung die Mehrheit Israels – von Anfang an – nicht überzeugt hat, weil sie in dem christlichen Menschheitsprojekt keine hinreichende Kontinuität zur eigenen Gottesgeschichte erkennen konnte. Gerade nachdem das Christentum zu einem heidenchristlichen Projekt geworden ist, bedarf es dieser kritischen Anfrage von Seiten des Judentums – bis auf den heutigen Tag. Steht das Christentum für die Intentionen jenes Gottes ein, der sich in der Geschichte Israels offenbart hat?

Meines Erachtens kann die Beschneidung, ein der Hebräischen (und damit auch unserer) Bibel nach von Gott den Israeliten gebotener Vollzug, uns, die wir von Hause aus keine Juden sind, an dreierlei erinnern: 1. Das Gottesverhältnis betrifft den ganzen Menschen und will leiblich gelebt werden. 2. Es soll im leiblich-zwischenleiblichen Leben anders werden, als es (scheinbar von Natur aus) bisher war. 3. Gott schneidet Israel durch das Gebot der Beschneidung aus der Völkerwelt aus, um in und durch Israel allen Völkern zu verdeutlichen, was die Bestimmung des menschlichen Lebens ist.

Der ganze Mensch

Die Beschneidung verdeutlicht erstens: Das Gottesverhältnis betrifft den ganzen Menschen und will leiblich gelebt werden. Die Hebräische Bibel denkt die Gottesbeziehung konsequent als verkörpert. Kehle und Fleisch dürsten und schmachten nach Gott (Ps 63,2), Herz und Fleisch freuen sich in dem lebendigen Gott (vgl. Ps 84,3), Kehle und Bauch loben den heiligen Namen Gottes (vgl. Ps 103,1) und die Gebeine frohlocken, wenn Gott sich dem Beter wieder zuwendet (vgl. Ps 35,10). Die Weisungen Gottes werden im Herzen bewahrt (vgl. Ps 37,31), aber auch in den inneren Organen (vgl. Ps 40,9). Gott prüft „Herz und Nieren“ (Ps 7,10; 26,2; Jer 11,20; 17,10; 20,12); aber auch das Innere des Bauches, in dem sich die Verdauungsprozesse vollziehen (vgl. Prov 18,8), wird von Gott als Richter durchleuchtet (vgl. Prov 20,27). Es geht bei all diesen Aussagen immer um den ganzen Menschen, aber dieser Mensch wird so konzipiert, dass er von seinem Leib weder zu unterscheiden noch zu trennen ist. Karl Barth hat zurecht betont: „Wer hier bloß Bilder sieht, das Leibliche als bloßen Ausdruck des Seelischen und also das Reden vom Leiblichen als bloße Umschreibung

von eigentlich bloß seelischen Vorgängen, der deutet hier schon von einem anderen Menschenverständnis her als dem, das in diesen Texten das Wort führt, der mißdeutet sie“ (KD III/2, 523).

Die Hebräische Bibel betont die Leiblichkeit des Menschen, weil es ihr um den realen Menschen „aus Fleisch und Blut“ geht. Die Hebräische Bibel verortet die Gottesbeziehung weder in einer Hinterwelt (Jenseits) noch in einer Innenwelt (Seele), sondern dort, wo menschliches Leben an der Schnittstelle von Leib, Gesellschaft und Umwelt konkret gelebt wird. Dort muss sich zeigen, ob die Erinnerung an Gott und seine Gebote und die Hoffnung auf Gott und sein Reich einen realen Unterschied machen. Eben deshalb führt die Fokussierung auf den verkörperten und in seine sozialen und natürlichen Umgebungen eingebetteten Menschen nicht zur Vergötzung vorfindlicher Wirklichkeiten. Die Tora und die Propheten konfrontieren vielmehr das, was ist, mit dem, was sein soll.

Anders leben

Die Beschneidung verdeutlicht zweitens: Es soll in diesem Leben anders werden, als es bisher war.

Gott erwählt sich sein Volk, „um mit ihm zusammen das Projekt einer gerechten Gesellschaft zu verwirklichen“ (Jan Assmann). Gottes Bund zielt auf Veränderungen im konkreten, fleischlichen Leben der Menschheit. Deshalb schneidet sich dieser Bund in das menschliche Fleisch ein. „Am Fleisch eurer Vorhaut sollt ihr euch beschneiden lassen. Das soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch.“ (Gen 17,11)

Die sich in der Beschneidung ins Fleisch einschneidende Erwählung Israels ist kein Selbstzweck, sondern Verpflichtung: Israel ist dazu bestimmt, geschwisterlich zu leben. Jede*r soll mit seinen Mitmenschen so umgehen, wie man idealerweise mit seinen Brüdern und Schwestern umgeht: Man soll sich nicht über seine Brüder erheben (vgl. Dtn 15,7); sondern solidarisch sein und einer Schwester, die in Not geraten ist, wieder aufhelfen. Das Besondere ist dabei, dass dieses Verhalten nach dem Deuteronomium nicht nur den leiblichen Geschwistern entgegengebracht werden soll, sondern einem jeden Israeliten – also auch solchen Menschen, die man gar nicht kennt (vgl. 22,2). Gerade den bedürftigen Mitmenschen soll man als seinen Bruder wahrnehmen und wie seine Schwester behandeln. „Darum gebiete ich dir: Du sollst deine Hand willig auf tun für deinen bedürftigen und armen Bruder in deinem Land.“ (Dtn 15,11)

Insofern kann man sagen: Die biblische Geschwisterethik leitet dazu an, die eigene evolutionäre Vorsozialisierung zu transzendieren, indem man sich nicht nur am eigenen Wohl und dem der Blutsverwandten orientiert, sondern auch den nichtverwandten Mitmenschen als Bruder wahrnimmt und behandelt. „Nicht weil Israel ein ‚Volk von Brüdern‘ immer (und gleichsam von Natur aus) schon war und ist, sondern weil es ein solches werden und sein soll, wird dem einzelnen sein schutzbedürftiger

Bruder so dringlich anbefohlen.“ (Lothar Perli) Der Einzelne soll durch sein Verhalten dazu beitragen, dass Israel als geschwisterliche Gemeinschaft lebt und so Armut und Ausgrenzung überwindet.

Das Deuteronomium verbindet eine solch geschwisterliche Lebensweise mit der Verheißung des göttlichen Segens. Modern ausgedrückt: Es verknüpft Humanität und Glückseligkeit. In einem Volk befreiter Geschwister, das sich gemeinsam an den Gaben seines Landes erfreuen kann, realisiert sich jenes Leben, das Gott für die Seinen bestimmt hat. Dahinter steht die Erfahrung: „Fleißige Menschen, die untereinander Frieden halten und den Weisungen der Tora folgen, müssen nicht Hunger leiden. Nicht das einfache und schlichte Leben ist schlecht, sondern ein Leben in Elend und Not.

Die deuteronomische Geschwisterethik findet auch außerhalb des Deuteronomiums biblische Resonanz. Schon die biblische Urgeschichte verdeutlicht mit der Erzählung von Kain und Abel – und Kains Frage: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ (Gen 4,9) –, dass der Mensch dazu bestimmt ist, der Hüter seines Bruders (bzw. seiner Schwester, Hüterin ihrer Schwester bzw. ihres Bruders) zu sein. Es geht nicht nur darum, den Nächsten nicht zu töten, sondern ihn vor einem vorzeitigen Tod zu bewahren und ihm Lebensmöglichkeiten zu schaffen und zu gönnen, die dazu beitragen, dass er seine Möglichkeiten verwirklichen kann. Auf den Begriff gebracht findet sich die Einsicht im sog. Heiligkeitsgesetz: „Wenn dein Bruder verarmt und sich nicht mehr halten kann neben dir, sollst du ihn unterstützen [...], so dass er leben kann neben dir.“ (Lev 25,35)

Die Bestimmung aller

Der christliche Glaube geht davon aus, dass der Gott des Exodus nicht nur eine Bestimmung für Israel und in Israel für jeden einzelnen Menschen hat, sondern auch für die Völker insgesamt und insofern für jeden Menschen. Diese Bestimmung bleibt aber an die Bestimmung Israels zurückgebunden. Deshalb kann man formulieren: Die Beschneidung verdeutlicht drittens: Gott schneidet Israel durch das Gebot der Beschneidung aus der Völkerwelt aus, um in und durch Israel allen Völkern zu verdeutlichen, was die Bestimmung des menschlichen Lebens ist. Ein jeder Mensch ist dazu bestimmt, – nicht dem Fleisch, sondern dem Geiste nach – ein Israelit zu werden, also ein Mensch, der als ein von den Götzen seiner Zeit Befreiter so lebt, dass er zum Aufbau einer gerechten und geschwisterlichen Welt beiträgt. Der Mensch soll die ihm von Gott gewährte Freiheit, seine Natur selbst zu vollenden, so nutzen, dass er – durch Gott selbst belehrt – den Intentionen von Gottes befreiendem Handeln und Gottes Recht entsprechend Gerechtigkeit, Liebe und Hoffnung verkörpert.

Gregor Etzelmüller ist Professor für Systematische Theologie an der Universität Osnabrück

Mit freundlicher Genehmigung aus. JUNGE.KIRCHE 3/23

www.woltersburger-muehle.de



Ina Hartwig

Tiefe Verwurzelung in der deutsch-jüdischen Literatur

Goethepreis der Stadt Frankfurt für Barbara Honigmann

(...) Fürwahr: Die Schriftstellerin, Dramatikerin, Essayistin und Malerin Barbara Honigmann ist eine überaus würdige Goethepreisträgerin, von der ich den schönen Satz zitieren darf: „Im bewegten Leben eines Schriftstellers gehört die Entgegennahme eines Literaturpreises eindeutig zu den Höhepunkten“ – von denen sie bereits sehr viele erleben durfte, wie ich ergänzen sollte. Wir sind stolz und glücklich mit ihr eine Literatin auszuzeichnen, deren Romane ungemein eindringlich vom Schicksal jüdischer Menschen in der DDR ebenso wie von dem der Künstlerbohème in Ost-Berlin erzählen. Es ist ein Blick gespeist aus eigener Anschauung auf die großen Hoffnungen besonders von jüdisch-kommunistischen Emigranten, die ihr sicheres Exil in England verließen, um wenige Jahre nach der Shoah ein neues, ein besseres Deutschland mitaufzubauen.

Dass es ihre eigenen Eltern sind, denen Barbara Honigmann eindrucksvolle, dabei völlig pathosfreie Porträts in Prosa gewidmet hat, wird von ihr nicht verbrämt. Ihre Romane verwandeln Zeitgeschichte in Literatur. Dabei schreibt Barbara Honigmann in einer überaus kunstvollen, dabei schnörkellosen und glasklaren, fast etwas berlinisch Lakonisches in sich tragenden Sprache.

Obwohl es individuelle Geschichten sind, eignet all ihren Romanen etwas Paradigmatisches, ja Zeithistorisches, das Zeugnis gibt von den Hoffnungen und Enttäuschungen jüdischer Menschen im sozialistischen Teil Deutschlands. Autobiografisch grundiert sind auch weitere ihrer Romane, etwa der Briefroman „Alles alles Liebe“, zu dem sie von Natalia Ginzburgs „Die Stadt und das Haus“ animiert wurde, und „Bilder von A.“, der von der Liebesbeziehung einer jungen Dramatikerin zu einem älteren und durchaus erfolgreichen Regisseur erzählt und eine großartige Tiefenbohrung ins Milieu der Ostberliner Bohème der 70er darstellt.

Ich will nicht zu viel verraten, aber das reale Vorbild für diesen A. hat nach seiner Ausreise Anfang der 80er Jahre im Frankfurter Kulturleben eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Barbara Honigmann hatte hingegen noch in der DDR zu ihren jüdischen Wurzeln gefunden und den Glauben anders als ihre Eltern auch konsequent leben wollen. Nach ihrer Ausreise nach Straßburg gezogen, konnte sie und ihre Familie hier frei und offen ein „unverschämt jüdisches“ Leben führen. Ein Dokument der Dankbarkeit dafür ist der hinreißende Roman „Chronik meiner Straße“ aus dem Jahr 2015.

Barbara Honigmanns Werk spiegelt diese Hinwendung einer deutschen Jüdin zu ihrer Religion. „Ich gefalle mir in der Rolle als eine der letzten deutschen Juden, immer noch deutsch und immer noch jüdisch“, sagt sie in einer wunderbaren Eloge auf den Schriftsteller Jakob Wassermann, auch er Deutscher und Jude – ein Essay, in dem sie ihre tiefe Verwurzelung in der deutsch-jüdischen Literatur offenbart.

Was Frankreich ihr ermöglicht, ein Leben nach den Regeln des religiösen Judentums zu führen, hatte die DDR ihr verwehrt. Selbst die säkularen Eltern blieben trotz ihrer Systemnähe und gewisser Privilegien immer Außenseiter. Die wechselseitige Distanz war unüberbrückbar und ein wichtiger Faktor für die Enttäuschung und Resignation der Eltern, die Deutschland ein zweites Mal betrogen zu haben schien. Und dies, obwohl sie das Bewußtsein teilten, wie Barbara Honigmann in einer Rede schrieb, dass sie nicht in die deutsche Schuld verstrickt waren. „Das macht das Leben zwar auch nicht leichter, aber es was wenigstens eine Klarheit“. (...)

Aus der Begrüßung von Kulturdezernentin Dr. Ina Hartwig anlässlich der Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt am 28. August 2023 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main an Barbara Honigmann. Es gilt das gesprochene Wort.

Siehe auch:

<https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/klar-melancholisch-skeptisch>



*Geburtshaus von JWGoethe
Frankfurt/M, Gr. Hirschgraben;
Foto: HGVorndran*

Barbara Honigmann

„Daß ich eins und doppelt bin.“

Wovon kann ich sprechen, wovon soll ich sprechen, wenn mir die große Ehre zuteil wird, den Goethepreis entgegennehmen zu dürfen. Fast kann ich es gar nicht glauben, denn auch trotz gewisser literarischer Anerkennung schreibt man doch immer wieder ins Leere hinein. Ich will jedoch gar nicht mit Bescheidenheit anfangen, schließlich bin ich nicht groß genug, um mich klein zu machen.

Also Goethe und ich, ich und Goethe. Goethe-Worte und Goethe-Orte. Tiefes, Wichtiges, Politisches, Historisches, Poetisches, Aktuelles?

Da werde ich wieder von mir sprechen, meinem Weg als Deutsche und Jüdin.

Als Nachkommende des deutschen Bildungsbürgertums, des jüdischen Bildungsbürgertums, des deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums, das gibt es heute nicht mehr, oder jedenfalls so nicht mehr. Mein Weg als Deutsche ist vielfach markiert von Goethe-Lektüren, Goethes Theater, Goethes Gedichten, Goethes Prosa. Mein Weg als Jüdin ist geprägt von Exil-Erzählungen und Überlebensgeschichten und von dem tief in mich eingepflanzten und stets anwesenden Gefühl von einem „Wir“, die Juden, und „die“, die Deutschen, unter denen wir lebten.

Meine Großeltern sollen sich hier in Frankfurt, dem Goethe-Geburtsort, im Palmengarten beim Ball der Naturwissenschaftler kennengelernt haben, der Herr Doktor aus Breslau und das Fräulein Weil aus Darmstadt, deren Vater als erster „Israelit“ Arzt im Staatsdienst des Großherzogtums Hessen-Darmstadt war. Ihre Onkel waren Bankiers, wie das eben zu dieser Zeit, am Ende des 19. Jahrhunderts, so für Juden typisch war. „Wir“, sagte mein Vater immer, waren hier schon, bevor es überhaupt Deutsche gab, denn „wir“ sind schon mit den Römern das Rheintal heraufgezogen. Diesen Stolz der Herkunft, eine Art Adelsstolz, hat mein Vater in mich eingepflanzt, ein Stolz, ein Trotz, trotz allen Vertreibungen, Enteignungen, Exilen, eine Selbstbehauptung in den schwankenden Weltereignissen, denen die Juden immer noch heftiger als andere ausgesetzt waren.

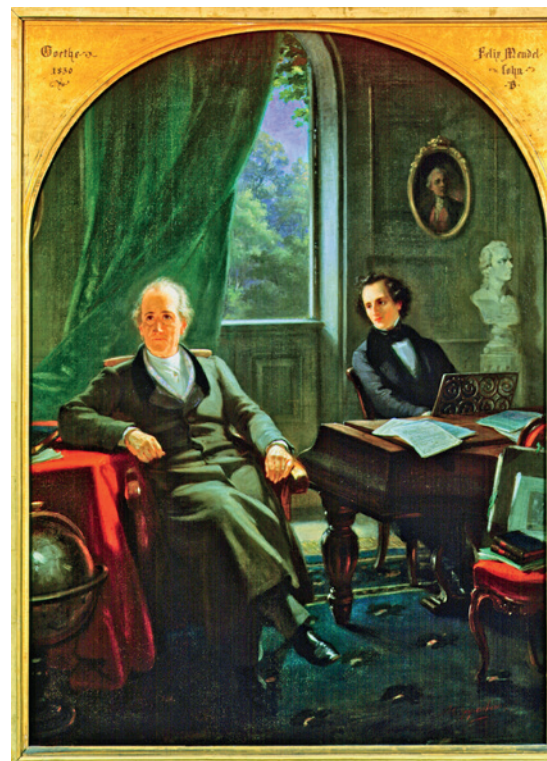
Der wandernde, wurzellose Jude - kein Klischee widerspricht so sehr der Wirklichkeit, denn Juden hielten durch Länder und Zeiten an ihrem Glauben und ihrer Lehre fest und waren darin verwurzelt, wie es ihnen Goethe auch zugesteht, sie sind *das beharrlichste Volk der Erde, sie sind, sie waren, sie werden sein, um den Namen Jehovas durch die Zeit zu verherrlichen.*¹

Diese Beharrlichkeit im Glauben, hat sie offensichtlich in ihrem ganzen Wesen, wenn sie nicht gerade Revolutionäre wurden, so konservativ geprägt, daß sie sich z.B.

heftig gewehrt haben, als im Jahre 1776 ihre Häuser in der Frankfurter Judengasse so wie im übrigen Frankfurt an Stelle von Namen Nummern erhielten, *es gab einen so starken Widerstand, daß die gesamte jüdische Gemeinde mit einer Strafzahlung belegt wurde. Es gibt kein Zeugnis, daß nichtjüdische Bewohner der Stadt ihren Hauszeichen Tränen nachgeweint hätten.*² Und so führten die Frankfurter Juden dann die Hauszeichen in ihren ebenfalls neu eingeführten Nachnamen weiter: Rothschild, Gans, Bär, Kann.

Die Häuser in der von Goethe aus seiner Kindheit erinnerten Frankfurter Judengasse werden noch ihre Schilder getragen haben, aber *die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah.*³ Diese Wendung „wenn man nur am Tore vorbeigehend hineinsah“ scheint mir eine treffende Beschreibung des nebeneinanderher Lebens von Juden und Deutschen, des gegenseitigen Ignorierens ihrer, sagen wir, Kultur, um einmal gar nicht von Verfolgung und Vertreibung zu sprechen. Goethes Bild des Judentums spaltete sich in die Vorstellung des alten Israel der Erzväter, deren Geschichte und Wirken er in *Dichtung und Wahrheit* ausführlich nacherzählt, und eben dem *unangenehmsten Eindruck* aus der Judengasse, dem in seinem späteren Leben eine gleichgültige Abneigung entsprach, um es vorsichtig auszudrücken. Genau wie vom Mond nahm er, und die meisten seiner Zeitgenossen, nie die abgewandte Seite des jüdischen Geisteslebens wahr, sondern eben nur die äußere, wahrscheinlich durchaus realistisch gezeichnete, der engen Frankfurter Judengasse.

Diese Distanz hat der auch aus Frankfurt, genauer aus Hanau, stammende Maler Moritz Daniel Oppenheim in der fiktiven Szene seines Gemäldes „Felix Mendelssohn spielt vor Goethe“ von 1864 bewußt oder unbewußt festgehalten. Oppenheim war der erste akademisch ausgebildete jüdische Maler und einer der ganz wenigen Juden in der Kunstszene des 19. Jahrhunderts, der sich nicht hat taufen lassen. Das sehr bekannt gewordene Bild zeigt den jungen Mendelssohn Bartholdy, wie er



Moritz Daniel Oppenheim
„Felix Mendelssohn spielt vor Goethe“; Public Domain



sich im Klavierspiel zu Goethe hinneigt, Goethe im Vordergrund hingegen bleibt abgewendet und blickt aus dem Bild heraus in eine unbestimmte Ferne.

Bedeutende Rabbiner und Gelehrte kamen jedoch aus der von Goethe so herablassend als pittoresk beschriebenen Gasse der Juden, denen er immerhin den Respekt vor dem *Eigensinn, womit sie an ihren Bräuchen hängen*⁴, nicht versagen konnte. Auch schon vor Goethes Zeit sind aus dieser Gasse; führende Rabbiner und Talmudisten der aschkenasischen Welt gekommen, deren Werke, genau wie die Goethes, noch heute gelesen und studiert werden. Gerade zu Goethes Lebenszeit gingen drei große Umschwünge im aschkenasischen Judentum vor sich, von denen Goethe eben nur die eine wahrgenommen hat und die Simon Dubnow so zusammenfasst: *Während die politische Emanzipation der deutschen Juden nur Schritt für Schritt vorwärts kam und zumeist nur kurzlebig war*, und von Goethe, füge ich hinzu, sehr distanziert, skeptisch, um nicht zu sagen ablehnend betrachtet wurde, *ging ihre kulturelle Autoemanzipation in einem übermäßig raschen Tempo vor sich, unter völliger Mißachtung der Gebote einer in normalen Bahnen verlaufenden Evolution. Die sich vollziehende Umwälzung in wirtschaftlichem und geistigem Leben wirkte in erster Linie auf die Oberschicht der Judenheit, auf die Reichen und Gebildeten zurück (...) und dies war der Boden, auf dem die jüdischen Salons aufblühten.*⁵ In denen Rahel Varnhagen den Goethe-Kult, den er sich gerne gefallen ließ, begründete, füge ich hinzu. Die beiden anderen großen Umschwünge geschahen im Osten, wo ja die Mehrheit der Judenheit lebte, wo sich einerseits die mystische Strömung des Chassidismus „erfand“ oder wiedererfand, während in Wilna die klassisch rabbinische, rationale Schule Schwung aufnahm und, wie wir sie unter uns scherzhaft nennen, „die Jeschiwa neuen Typus“ gründete, deren Schriften und Lehren, im Gegensatz zu den Schriften und Lehren der Leninschen „Partei neuen Typus“, noch heute zum Standardprogramm des rabbinischen Lehrens und Lernens gehören und höchstes Ansehen genießen, ja, klassisch wie Goethes Werke sind und zwar im besten Sinne des Wortes. Die Lebensdaten eines der Begründer decken sich fast genau mit denen Goethes. Chaim Wolozhin, 1749 - 1821.

Ich habe ein paar Jahre lang mit meiner Freundin Sonia jeden Montagabend sein Hauptwerk *Nefesch Hachaim* (Die Seele des Lebens) studiert, in der klassischen Zweiergruppe, Chawruta genannt, in der die Männer schon seit Jahrhunderten studieren, eine „Kultur“ der Auseinandersetzung mit dem Text, jenseits der „Bräuche“, eine Kultur, die das westeuropäische moderne Judentum dann zugunsten der Werke von Goethe und Schiller vernachlässigt und aufgegeben hat. Sonia ist im Gegensatz zu mir eine engagierte Feministin, deren vielfältige Aktivitäten auf vielen verschiedenen Gebieten, ähnlich wie Goethe, ich nur bewundern kann. Bevor wir das Buch aufschlugen, besprachen wir zunächst einmal die dringendsten Probleme all ihrer Projekte, und jedenfalls wurden wir von unseren gelehrten Mitjuden wohl eher belächelt, wenn sie uns nicht gar innerlich einen Vogel

zeigten, dass wir uns an ein so schwieriges Werk heranwagten; aber wir gaben nicht auf und arbeiteten uns durch den in der Tat schwierigen Text und waren froh, als wir am Ende lasen: „Jeder, der sich mit der Tora beschäftigt, verbindet sich mit dem Baum des Lebens.“⁶

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte mein Vater an einem weiteren Goethe-Ort, DEM Goethe-Ort überhaupt, in Weimar. Er wohnte, ich habe davon in zweien meiner Bücher erzählt, im leerstehenden Schloss Belvedere, das zu DDR-Zeiten völlig verlassen und baufällig herumstand, nur unter dem Dach war eine Wohnung eingerichtet, da lebte er mit seiner Frau, die Direktorin des Stadtmuseums war. Er genoß das Schlossleben und die Spaziergänge im Park, und wenn ich ihn besuchte, malte, zeichnete und aquarellierte ich dort nach der Natur. Aus den Fenstern des Schlosses sah man über den Park von Belvedere, wo der Gingko Biloba steht, den Goethe importieren und pflanzen ließ und auf den er das so berühmte Gedicht schrieb. Der Baum sieht aber ganz unauffällig und mickrig aus und mein Vater und ich haben uns bei unseren Spaziergängen durch den Park oft gefragt, ob es wirklich „dieses Baums Blatt“ in dem berühmten Gedicht gewesen sein kann.

Daß ich eins und doppelt bin.

Paßt das nicht auch gut zur deutsch-jüdischen Existenz, meinem Weg als Deutsche und Jüdin, *zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust*. Auch wenn es Goethe so sicher nicht gemeint hat, sondern auf die Vielfältigkeit und mindestens Dualität der Existenz deutet, diesen Dualismus muß jeder moderne Jude leben und aushalten und so ist es nun einmal, wir dürfen alles in die Poesie hinein und herauslesen, denn sie ist vielbedeutend.

Schließlich bin ich nach Straßburg gezogen, aus der DDR ausgereist, die noch existierte, und lebe da nun schon seit fast vierzig Jahren. Auf der Place de la République stehen vier riesige, ja, monumentale Ginkgo Bilobas, die 1880 dem deutschen vom japanischen Kaiser *vom Osten her anvertraut* worden sind, damals hieß der Platz Kaiserplatz; die Bäume gedeihen und blühen noch heute prächtig. Auch zu Goethes Zeiten war die Stadt, wie er es ja beschreibt, eine gedoppelte, vermischt in Kulturen und Sprachen und Religionen, französisch-katholisch und deutsch-protestantisch, Juden waren seit dem Pogrom 1349 aus der Stadt ausgewiesen. Der Student Goethe wandert, schreibt, liebt und erinnert sich dann im Alter in den Paralipomena zu seinen Tag- und Jahreshäften, *es entsteht nun (...) aus Trümmern von Dasein und Überlieferung (...) eine zweite Gegenwart*,⁷ in der er nämlich endlich die Tochter des Pastors Brion, Friederike aus Sesenheim, in ihrer ganzen Liebesswürdigkeit zu lieben vermag. Als er das schreibt, war Friederike Brion schon viele Jahre tot.

Aus Trümmern von Dasein und Überlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen. Ist das noch Goethe oder ist es schon Proust?

In der DDR war Goethe der Klassiker. DER Klassiker. Aus dem Bildungsbürger-Kanon zum direkten humanistischen Vorläufer von Karl Marx, wenn nicht Lenin erhoben. Jedoch konnte sein Werk noch Skandale provozieren, und zwar ausgerechnet der *Faust* hatte die Sprengkraft dazu. Hanns Eisler, noch nicht lange aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrt, schrieb 1952 das Libretto *Johannes Faustus* für eine geplante Oper, der Aufbau Verlag druckte es als Buch, das wurde aber sogleich verboten und eingestampft, „pessimistisch, volksfremd, ausweglos, antinational“, urteilte das Zentralorgan der Partei *Neues Deutschland*. Die Musik zu dem Libretto hat Hanns Eisler dann nie komponiert. Bertolt Brechts und Egon Monks Inszenierung in Potsdam und danach im Berliner Ensemble im selben Jahr, die den Goetheschen Urfaust zu entstauben sich vorgenommen hatte, ereilte das gleiche Schicksal, die Fassung und Auffassung der Inszenierung wurde, wieder im Zentralorgan der Partei, wieder als volksfremd und antinational diffamiert, und der Meister zog dann die Aufführung selbst zurück, vielleicht der in Prag gerade frisch verurteilten und frisch gehängten Opfer des Slansky-Prozesses gedenkend.

Selbst im Jahre 1968 löste Adolf Dresens Faust-Inszenierung am Deutschen Theater in Berlin noch einen Skandal aus; die „unklassische“ komödiantische Lesart mit einem in Depressionen versunkenen Faust auf fast leerer Bühne schrammte gerade noch hart am Verbot vorbei, begeisterte aber das Ostberliner Publikum noch jahrelang. Die Einlage im Walpurgisnacht-Traum mit aktualisierten Texten und deutlichen politischen Anspielungen wurde natürlich ohne weitere Umstände nach der ersten Vorstellung verboten. Wieder waren es Zeichen aus Prag, die Unruhe verbreiteten, der Prager Frühling löste Freiheitswünsche aus und das Theater hatte, wie schon oft in der Geschichte, widerständisches Potential. Kurze Zeit später inszenierte Adolf Dresen im Bühnenbild von Achim Freyer das Drama des Parvenu von den kanarischen Inseln, der in seinem Karrieredrang und Anpassertum über Leichen geht – *Clavigo*, in grellbunter Ausstattung, was umgehend als Hippie- und Popkultur denunziert und auch über Nacht abgesetzt wurde. Regisseur und Bühnenbildner reagierten wenig später mit einer neuen Fassung, in der sie den *Clavigo* buchstäblich in Schwarz-Weiß auf die Bühne brachten, und der Bühnenbildner Achim Freyer hatte nun schon genug von Zensur und Gängelei durch die Partei und haute prompt nach dem Westen ab, später folgte ihm auch Adolf Dresen.

Diese letzten Goethe-Aufregungen fielen noch in meine eigene „theatralische Sendung“ meines Studiums der Theaterwissenschaft an der Humboldt Universität und meiner kurzen, intensiven, jedoch schließlich gescheiterten Theaterkarriere. Es waren die bleiernen Jahre der DDR, in der wir noch versuchten, uns in die Kunst zu retten und in der Marginalität einrichteten. Nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns jedoch resignierten viele und kehrten der DDR endgültig den Rücken.

So auch ich. Und seitdem lebe ich nun, wie gesagt, in Straßburg.

Paradoxerweise führte mich gerade meine deutsch-jüdische Existenz dorthin, in die wieder französische Stadt, wo der Kaiserplatz nun Place de la République heißt.

Es begab sich nämlich zu der Zeit, daß sich überall auf Welt mehr oder weniger junge Juden der zweiten Generation, und damit ist die Generation der nach der Schoa Geborenen gemeint, ihr Judentum zu befragen begannen, und sie fragten nicht etwa nach ihrer Identität, denn davon hatten sie mehr als genug, sondern nach dessen Inhalt.

Alain Finkielkraut, geboren 1949 wie ich, veröffentlichte 1980 sein Buch „Le Juif imaginaire“ und formulierte es so: *La judéité c'est qui me manque et non c'est qui me définit* (Das Jüdischsein ist das, was mir fehlt, und nicht das, was mich definiert). Dieses Buch war, nicht nur für mich, eines der einflussreichsten Dokumente des damaligen jüdischen Diskurses für eine ganze Generation.

Ehemalige Hippies von der Westküste der USA, young professionals, Künstler, Rechtsanwälte und Doktoranden von den Universitäten der Ostküste, hundertprozentig säkular erzogene junge Leute aus Israel, ehemalige Maoisten und Trotzkiten aus Frankreich, junge Leute aus gutbürgerlichem Milieu in Südafrika, tausende junge Juden in der Sowjetunion, denen jede religiöse Praxis verboten war, die sich auflehnten und schließlich in Massen auswanderten, und gar manche Vereinzelte und Versprengte in den Ostblockländern, darunter der Schriftsteller und ehemalige Mistreiter Vaclav Havel und spätere Oberrabbiner von Prag, Karol Sidon, und eben auch eine winzige Gruppe in Ostberlin, der ich angehörte, strebten eine Richtungsumkehr ihres intellektuell und spirituell entleerten Judentums an. Man nannte sie und sie nennen sich selbst Balei Teschuwa, Söhne und Töchter der Umkehr, oder, ohne die religiös konnotierte Bestimmung, einfach die postassimilatorische Generation, die ein breiteres Spektrum umfaßt.

Durch ihren Aufbruch wollten sie das Fiasko der Assimilationsbestrebungen, die im 19. Jahrhundert die Juden in Frankreich zu Israeliten und in Deutschland zu deutschen Staatsbürgern mosaischen Glaubens machte, korrigieren, um das Nebeneinanderher-Leben zu durchbrechen und Zugang zur Bildung in beiden Kulturen, die sie durch ihre Herkunft ererbt hatte, zu erlangen. Woran Franz Rosenzweig und Martin Buber in den 20er Jahren in Deutschland gescheitert waren, gelang im Nachkriegs-Frankreich Denkern wie Emmanuel Levinas, André Neher, Vladimir Jankélévitch, Leon Ashkenasi, nämlich die meist entjudaisierten Söhne und Töchter der durch die Schoa traumatisierten Generation aus ihrer spirituellen Leere herauszuholen, um ihnen oder wenigstens einigen von ihnen die verdeckte Seite des Judentums zu ent-decken, sie zu motivieren, sich nicht nur mit *dem Blick am Tore vorbeigehend* zu begnügen, sondern die talmudische, rabbinische, spirituelle Seite, jenseits von



koscherer Küche und verkitschter „Schtetl“-Kultur und auch jenseits des Antisemitismus, zu entdecken, sich ihr anzunähern, ja vielleicht sogar im klassischen Sinne zu studieren. Schon seit dem Ende der 50er Jahre gibt es das bis heute jährlich stattfindende *Colloque des intellectuels juifs de langue française*, dessen *Lectures talmudiques* zu Lebzeiten Emmanuel Levinas fester Bestandteil waren. Er und andere Mitstreiter veränderten die geistige jüdische Welt, „verführten“ Studenten der verschiedensten Fakultäten zu einer Auseinandersetzung mit den Texten des Talmuds, in dem sie die klassischen jüdischen Texte im Lichte der Probleme der Gegenwart zu bedenken anregten. Auch in den USA fand natürlich diese jüdische Renaissance statt, eine wichtige Persönlichkeit war Raw Josef Soloveitchik, der gerade noch 1932 in Berlin hatte promovieren können, bevor er in die USA emigrierte und dort an der Yeshiva University, dieser Hochschule der doppelten Kultur, wie es ihr Name ausdrückt, ein wichtiger Lehrer wurde. Er war ein Nachfahre des Chaim Wolozhin, dessen schwieriges Werk ich seinerzeit an den vielen Montagabenden mit Sonja studiert habe.

In Berlin, im Osten, waren wir nur ein Häuflein fünf Aufrechter, die den Ruf der jüdischen Renaissance hörten, wenn ich es so pathetisch ausdrücken darf, und da es uns nach mehr gelüstete, waren wir alle fünf übers Jahr weg, mit einem Ausreiseantrag, drei von uns nach Israel und mein Mann und ich landeten eben in Straßburg.

Dort fing ich an, meine Bücher zu schreiben, auf Deutsch natürlich, während ich gleichzeitig Französischkurse an der Volkshochschule und Torakurse an der Yeshiva des Etudiants oder in informellen Zirkeln neuer Bekanntschaften besuchte.

Meine erste Buchveröffentlichung war der *Roman von einem Kinde* und erschien 1986 im Luchterhand Verlag.

Noch in der Neuausgabe seines Buches *Über Ruhestörer*, 1993, antwortete Marcel Reich-Ranicki auf die Frage: „Dann wären Sie und einige andere Ihrer Generation die allerletzten deutschschreibenden Juden?“ – „Ich bin davon überzeugt. Sie können keine Literatur aus dem Boden stampfen ohne eine gewisse Bevölkerungsbasis. Es gibt doch keine Juden mehr in diesem Land“⁶

Und doch! Sie stampften sich selbst aus dem Boden. Mitte, Ende der 80er Jahre veröffentlichten damals junge Autoren Texte, in denen seit dem Ende der Nazizeit zum ersten Mal jüdische Stimmen der nachgeborenen Generation zu hören waren. 1995 veröffentlichte der deutsch-amerikanische Literaturwissenschaftler Thomas Nolden sein Buch *Junge jüdische Literatur*⁹ über die Entstehung dieser neuen Literatur der zweiten Generation. Wie ich mit Erstaunen feststelle, war mein *Roman von einem Kinde* tatsächlich eine der ersten Veröffentlichungen dieser „jungen jüdischen Literatur“, schon bald gefolgt von den Büchern von Peter Stefan Jungk, Maxim Biller, Robert Schindel, Robert Menasse, Esther Dischereit, Rafael Seligmann.

Ja, es gab sie und es gibt sie immer noch, gefolgt von Autoren einer dritten Generation, von denen die meisten Kinder der aus der ehemaligen Sowjetunion ausgewanderten Juden sind, die zwar deutsch schreiben, aber nun nicht mehr das deutsch-jüdische Beziehungs-drama mit sich herumtragen, denn ihre Väter oder Großväter haben oft in der Uniform der Sowjetarmee Deutschland von der Naziherrschaft befreit, sie sind meistens zweisprachig.

1994 schon brachte Elena Lappin, die Schwester von Maxim Biller, in einem amerikanischen Verlag eine Anthologie der jungen jüdischen Autoren heraus, *Jewish Voices - German Words*¹⁰, also zur selben Zeit, als Marcel Reich-Ranicki dekretierte, das Kapitel der deutsch-jüdischen Literatur sei unwiderruflich abgeschlossen.

Ja, diese Autoren haben, so wie ich, bei aller Kunststrenge mit jüdischer Stimme geschrieben. Der französische Autor Robert Ouaquine hat dafür einen Begriff geprägt, den ich sehr passend finde: Autojudeographie¹¹. Alle diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich in keiner Weise als Gruppe empfinden oder gar konstituiert haben, schreiben aus den Erfahrungen ihrer jüdischen Herkunft, einer Art Selbstbefragung, wie sie Alain Finkielkraut angestoßen hat, wer sind wir, wo gehören wir hin, wo ist unser Platz, wie halten wir es mit dem schwierigen Erbe unserer Familien, wohin gehen unsere Wege. Die Titel ihrer Bücher, *Gebürtig* von Robert Schindel, *Der gebrauchte Jude* von Maxim Biller, *Selige Zeiten, brüchige Welt* von Robert Menasse, *Rubinsteins Versteigerung* von Rafael Seligmann, deuten das alles schon an. Oder, um es mit Goethes Worten zu sagen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,

Erwirb es, um es zu besitzen.

Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.

Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Diese einst jungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die mit jüdischen Stimmen deutsche Worte schreiben, haben beschlossen, ihr jüdisches Erbe anzunehmen und an ihrem „Roman des gelben Sterns“, wie ihn Finkielkraut nennt, mit vollem Selbstbewusstsein weiterzuschreiben.

(Endnotes)

- 1 Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, 2. Buch. Romane und Novellen, Bd. II, Leipzig; 1923
- 2 Benzion Kaganoff, *Jewish Surnames through the Ages*, in: *Commentary Magazine*; New York; September 1956
- 3 Goethes Autobiografische Schriften Bd. I, Leipzig 1922, S.160 f
- 4 Goethes Autobiografische Schriften, a.a.O., S.161
- 5 Simon Dubnow, *Geschichte des jüdischen Volkes*, Berlin 1930, Band VIII, S. 253
- 6 Rabbi Hayyim de Volozhyn; *L'ame de la vie*; Lagrasse 1986, S.248
- 7 Autobiografische Schriften, a.a.O., S. 674
- 8 Marcel Reich-Ranicki, *Über Ruhestörer*; München 1993, S. 206
- 9 Thomas Nolden, *Junge jüdische Literatur*; Würzburg 1995
- 10 *Jewish Voices - German Words*, North Haven; 1994
- 11 Thomas Nolden, In: *Lieu of Memory*; Syracuse 2006, S.3

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

Bücher von Barbara Honigmann im Hanser Verlag

<https://www.hanser-literaturverlage.de/buecher?authorname=Barbara+Honigmann>

Hans-Jürgen Beck

Person und Botschaft Jesu

Jeschua ben Joseph wurde irgendwann in den Jahren 7 bis 4 v. Chr. in dem kleinen Ort Nazareth in Galiläa als Sohn des Bauhandwerkers Joseph und dessen Frau Mirjam als erstes von mindestens sieben Kindern geboren. Neben wenigstens zwei Schwestern, deren Namen nicht bekannt sind, hatte er mit Jakobus, Joses (bzw. Joseph), Judas und Simon vier Brüder. Seine Eltern lassen ihn am achten Tag beschneiden und dreißig Tage nach seiner Geburt als Erstgeborenen – der Thora entsprechend – im Tempel von Jerusalem von einem Priester auslösen. Mit 13 Jahren wird er als Bar Mizwa als vollwertiges Mitglied in die Synagogengemeinde seines Heimatortes Nazareth aufgenommen. Die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens liegen im Dunkeln. Er macht eine Ausbildung zum Bauhandwerker und dürfte mit seinem Vater zusammen auf Baustellen in den umliegenden Orten tätig gewesen sein. Entgegen der jüdischen Tradition bleibt er unverheiratet.

Eine intensive Gotteserfahrung führt dann dazu, dass er mit seinem bisherigen Lebensentwurf bricht, seine Familie und seinen Beruf verlässt und sich von Johannes dem Täufer im Jordan taufen lässt. Wie dieser erwartet er das unmittelbar bevorstehende Kommen der Gottesherrschaft mit dem endzeitlichen Gericht. Eine Zeitlang hat er sich wohl der Täuferbewegung angeschlossen, löst sich dann aber nach einiger Zeit wieder von dieser, wohl weil er erkennt, dass die Botschaft des Täufers, in deren Zentrum das göttliche Strafgericht steht – nicht ganz seiner eigenen Gotteserfahrung entspricht. Er erfährt Gott, den er zärtlich als „Abba“ anredet, vor allem als liebenden Vater, der sich besonders der Sünder, Armen, Kranken und Gescheiterten voller Barmherzigkeit zuwendet und sie ohne Vorbedingungen zum endzeitlichen Festmahl in sein Reich einlädt. Das Kommen des Gottesreiches ist für Jesus vor allem Anlass zur Freude über die von Gott angebotene Erlösung, nicht Grund zu Angst und Sorge. In einer Vision erlebt er den Sturz des Satans aus dem Himmel, womit für ihn die Macht des Bösen im Himmel bereits endgültig gebrochen ist. Es ist für ihn nur mehr eine Frage der Zeit, bis sie mit der hereinbrechenden Gottesherrschaft nun auch auf Erden ein Ende finden wird.

Mit dem Beginn des Reiches Gottes kommt es für ihn zu einer alles verändernden Umwertung der Werte: Krieg, Hass, Gewalt, Unterdrückung, Leid und Tod werden ein Ende finden. Die in der Gesellschaft gängigen Werte von Besitz, Reichtum, Macht und Eigennutz verlieren ihre Bedeutung. Die Lage der Unterdrückten, Armen, Hungernden und Leidenden wird sich grundlegend ändern. Von Gott her wird den Menschen ein neues, befreites Miteinander in der von ihm begründeten Familia dei ge-

schenkt, in dem alle Menschen unabhängig von ihrem Stand, ihrem Besitz, ihrem Geschlecht, ihrer Macht, ihrer Herkunft und ihren Fähigkeiten gleichberechtigt sind. Die anbrechende Gottesherrschaft befähigt die Menschen, anders zu leben und den Willen Gottes zu erfüllen. Auch wenn der Anbruch der Gottesherrschaft die Menschen zur Entscheidung aufruft, so steht für Jesus dabei doch nicht das endzeitliche Strafgericht Gottes im Mittelpunkt, sondern die alles verändernde liebende Gemeinschaft Gottes mit den Menschen. Aus der Gerichts- und Drohbotschaft des Johannes wird bei Jesus eine Frohbotschaft von der Erlösung der Menschen im Reich Gottes. Dabei weiß Jesus jedoch auch um die Möglichkeit eines endgültigen Scheiterns, indem man sich der Liebe Gottes absolut verweigert, wovor er auch eindringlich warnt.

Jesus wird sich im Laufe der Zeit seiner besonderen Begabungen und Fähigkeiten bewusst: Er erkennt, dass er Kranke heilen und Menschen durch seine Worte begeistern kann. Er fühlt sich von Gott, dessen intensive Nähe er auf einzigartige Weise spürt, berufen, den Anbruch der Gottesherrschaft zu verkünden und die Menschen einzuladen, dem Ruf Gottes in sein Reich zu folgen. Nach einer gewissen Auszeit in der Wüste, in der er sich über seine Berufung klar geworden ist, trennt er sich von der Täuferbewegung und ruft seine eigene endzeitliche Sammlungsbewegung ins Leben. Er gibt die Absicherung durch ein normales „bürgerliches“ Leben auf, lebt in selbstgewählter Armut und zieht als charismatischer Wanderprediger durch die kleineren Orte Galiläas. Mit seiner Familie kommt es dadurch zum Bruch: Seine Mutter und Geschwister halten ihn für verrückt, wollen ihn zur Vernunft bringen und ihn wieder zurück in den Schoß der Familie holen. Wohl erst nach seinem Tod und seiner Auferweckung wird sich das Verhältnis seiner Familie zu ihm ändern: Nicht wenige Verwandte schließen sich nun der Jesusbewegung an und spielen in ihr fortan eine besondere Rolle.

*Das heutige Nazareth mit Verkündigungskirche;
Foto: HGVorndran*





Jesus ist sich sicher, dass mit seiner Verkündigung in Wort und Tat das Reich Gottes bereits begonnen hat und dieses in naher Zukunft auch seine Vollendung finden wird. Auch wenn die Anfänge zunächst nur unscheinbar erscheinen, so wird sich die Gottesherrschaft doch schon bald machtvoll Bahn brechen und alles erfüllen. Zwar stößt er mit seiner Botschaft auch mitunter auf Ablehnung, aber insgesamt strömen ihm immer mehr Menschen zu und schließen sich seiner Reich-Gottes-Bewegung an. Er heilt Kranke, treibt Dämonen aus, predigt in den Synagogen und wendet sich dabei vor allem den Armen, Leidenden und Kranken sowie den als Sünder und Gescheiterten abgestempelten Menschen am Rande der Gesellschaft zu, deren Freundschaft er sucht und findet. Mit anschaulichen Gleichnissen, deren Bilder aus der alltäglichen Lebenswelt der Menschen stammen, versucht er seinen Zuhörerinnen und Zuhörern die von Gott geschenkte Erlösung im Reich Gottes verständlich zu vermitteln und als Erfüllung ihrer tiefsten existentiellen Sehnsüchte nahezubringen. Seine Adressatinnen und Adressaten sind vor allem die kleinen Leute vom Land sowie die Armen, Leidenden und Schwachen. Er begibt sich bewusst in „schlechte“ Gesellschaft, solidarisiert sich mit den Ausgegrenzten, Gescheiterten und Menschen am Rande der Gesellschaft, die durch ihn wohl erstmals Beachtung und Zuwendung in ihrem Leben erfahren. Er legt – obwohl er kein ausgebildeter Schriftgelehrter ist – die Weisungen der Thora auf eigene Weise mit großer Autorität von seiner persönlichen Gotteserfahrung her aus, wobei er sie sowohl verschärfen als auch entschärfen kann. Maßstab für seine Thoraauslegung ist dabei der Wille Gottes, der sich für ihn als barmherzige Liebe offenbart. Durch die Heilung von Kranken am Schabbat, die Übertretung von Reinheitsvorschriften und seine Freundschaft mit Zöllnern und Sündern, mit denen er ohne Berührungängste Mahl hält, stößt er bei einigen traditionell Frommen auf Kritik. Jesus orientiert sich nicht an dem Buchstaben des Gesetzes, sondern an dessen eigentlich von Gott intendierten Sinn, der letztlich auf das Wohl der Menschen zielt. Selbst dort, wo er den Wortlaut der Thora übertritt, bleibt er mit seiner mitunter radikalen Thorainterpretation doch letztlich im Rahmen des Judentums. Er will keine neue Religion gründen, sondern versteht sich zeitlebens als Jude, der tief im jüdischen Glauben verankert ist.

Mit der Zeit schließen sich ihm immer mehr Männer und Frauen an. Den engsten Kreis seiner Jüngerinnen und Jünger ruft er zur radikalen Nachfolge auf. Wie er verlassen sie unter dem Eindruck der hereinbrechenden Gottesherrschaft ihre Familien, geben sie ihren Beruf auf und teilen mit ihm das entbehrensreiche Leben von Wandermissionaren in selbstgewählter Armut. In seiner Verkündigung kritisiert er das von rücksichtsloser Besitzgier angetriebene Streben nach Reichtum, Besitz und Macht. Die Menschen sollen verantwortlich, sozial und frei mit den irdischen Gütern umgehen, sich an ihnen mit anderen erfreuen, sie aber nicht zum letztgültigen Lebensinhalt erheben. Auch wenn er besitzlos lebt und ein unbehaustes Leben als Wandermissionar führt, tritt er doch nicht wie der Täufer als Asket auf, der sich in die

Wüste zurückzieht. Er lebt mit den Menschen, isst, trinkt und feiert gerne mit ihnen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Er fordert die Menschen zu praktizierter Gottes- und Nächstenliebe, zu Gewaltverzicht, Barmherzigkeit, Vergebungsbereitschaft und Feindesliebe auf und solidarisiert sich mit den Menschen am Rande der Gesellschaft, deren Leben er teilt. Die zahlreichen Mähler mit „Zöllnern und Sündern“ sind zentraler Bestandteil seiner Verkündigung: Sie nehmen punktuell die Gemeinschaft des endzeitlichen Festmahls im Reich Gottes vorweg und lassen dessen erlösenden Charakter bereits im Hier und Jetzt erfahrbar werden. Frauen wertet Jesus in seiner Bewegung deutlich auf und bezieht sie in seine Verkündigung aktiv mit ein. In einer prophetischen Zeichenhandlung wählt er zwölf Jünger als symbolische Repräsentanten der zwölf Stämme Israels aus, die sinnfällig zum Ausdruck bringen sollen, dass die Botschaft vom Reich Gottes sich an alle Menschen in Israel wendet. Eine gezielte Heidenmission lehnt er zu seinen Lebzeiten ab, auch wenn er vereinzelt Nichtjuden trifft, sie heilt und mit ihnen spricht. Er fühlt sich aber letztlich von Gott nur zum Volk Israel gesandt.

Seine Wunder (Krankenheilungen, Normenwunder und Dämonenaustreibungen) stehen ganz im Dienst der hereinbrechenden Gottesherrschaft: Sie sollen nicht nur die Menschen von ihrem Leiden befreien, sondern auch die befreiende Dimension des Gottesreiches erfahrbar machen. Nach seinem Tod und seiner Auferweckung werden spektakuläre Wunder wie der Seewandel, die Stillung des Seesturms oder die Brotvermehrung „erfunden“, um seine Bedeutung sinnfällig zum Ausdruck zu bringen. Jesus selbst hat Hoheitstitel wie Messias und Sohn Gottes zu Lebzeiten nicht für sich in Anspruch genommen. Wohl aber tritt er mit einem besonderen Sendungsanspruch auf, der in seiner einzigartigen Gottesbeziehung gründet und deutlich über den Anspruch eines normalen Propheten hinausgeht. Von außen werden vor allem messianische Erwartungen an ihn immer wieder herangetragen, die er aber wie etwa beim Einzug in Jerusalem relativiert, ohne sie jedoch kategorisch abzulehnen. Mehrfach begegnet im Mund des historischen Jesus der Begriff des Menschensohnes, des endzeitlichen Richters, zu dem er sich in Beziehung setzt, auch wenn er sich mit ihm nicht gleichsetzt. So wie sich die Menschen seiner Zeit ihm und seiner Botschaft gegenüber verhalten, wird sich auch der Menschensohn am Ende der Zeiten beim jüngsten Gericht ihnen gegenüber verhalten.

Nach ein bis maximal drei Jahren Tätigkeit als Wandermissionar in Galiläa entschließt sich Jesus schließlich einige Tage vor dem Pessachfest vermutlich im Jahre 30 n. Chr. nach Jerusalem zu gehen und dort das Reich Gottes zu verkünden. Die Reise nach Jerusalem wird für ihn zu einer Reise in den Tod. Bei seinem Einzug in die Stadt Davids jubelt ihm die Menge als Messiaskönig zu, doch indem er (wie dies der Prophet Sacharja verheißen hat) auf einem Esel als Friedenskönig in die Stadt reitet, unterläuft er die landläufigen kriegerisch-nationalistischen Messiasvorstellungen der Menschen, die sich eine gewaltsame Befreiung Israels von der römischen

Besatzung erwarten. Zu einem deutlichen Konflikt mit den reichen, mächtigen Tempelpriestern kommt es bei der Tempelreinigung, als er die Opfertierhändler und Geldwechsler aus dem Tempel treibt und damit dem Opferkult die Grundlage entzieht. Den umstehenden Menschen kündigt er die baldige Zerstörung des Tempels an, wodurch er natürlich auch die Macht der Sadduzäer letztlich in Frage stellt. Doch auch wegen seiner Reich-Gottes-Botschaft, die eine radikale Veränderung der bestehenden Verhältnisse, die die Tempelpriester zu bewahren suchen, beinhaltet, kommt es zum tödlichen Konflikt mit den Sadduzäern. Sie beschließen, ihn heimlich festzunehmen und ihn beim römischen Statthalter Pilatus zu verklagen. Jesus, der erkennt, dass sich der Konflikt immer mehr zuspitzt, feiert ein letztes Mahl mit den zwölf Aposteln, aus dem sich später das eucharistische Mahl entwickelt. Mit Hilfe Judas Iskariots, einem der zwölf Apostel, können die Sadduzäer (eventuell auch bereits mit Beteiligung der Römer) Jesus im Garten Getsemani verhaften. Nach einem nächtlichen Verhör vor dem Hohen Rat wird Jesus von diesem an Pilatus mit dem Vorwurf überstellt, sich als Messiaskönig auszugeben. Pilatus sieht in ihm einen für die Macht Roms gefährlichen Aufrührer und verurteilt ihn zu Geißelung und Kreuzigung. Jesus wird am Freitag, den 14. Nisan, vermutlich des Jahres 30 n. Chr. am Vortag des Pessachfestes von den Römern hingerichtet und in einem Grab in der Nähe der Richtstätte beigesetzt.

Für die Jüngerinnen und Jünger ist der Tod Jesu eine Katastrophe. Jesus ist offensichtlich mit seiner Botschaft gescheitert. Ein Gekreuzigter kann unmöglich der erwartete Messias sein. Die Jüngerinnen und Jünger sind mutlos und verzweifelt. Panikartig fliehen sie (mit Ausnahme einiger Frauen) nach der Verhaftung Jesu. Der Jüngerkreis droht sich aufzulösen. Doch dann machen wohl zunächst Maria Magdalena und wenig später auch andere Jüngerinnen und Jünger, die Erfahrung, dass der Gekreuzigte nicht im Tod geblieben, sondern von Gott zu neuem Leben auferweckt worden ist. Die Jesusbewegung geht auf diese Weise mit neuen Impulsen weiter. Die Menschen, die an ihn glauben, sehen in ihm nun

nicht nur den Messias, sondern auch den Sohn Gottes und projizieren diese Erkenntnis in die Zeit des irdischen Jesus zurück. Aus dem Verkündiger des Gottesreiches wird so im Laufe der Zeit der verkündigte Christus und Gottessohn. Die Missionstätigkeit der Jesusbewegung, die sich zunächst wie Jesus selbst innerhalb der jüdischen Glaubensgemeinschaft gesehen hat, übersteigt schon bald die Grenzen Israels. Nach der Entscheidung des Apostelkonvents, eine gesetzesfreie Heidenmission zuzulassen, entwickelt sie sich mit der Zeit zu einer eigenen Religion, die aus der jüdischen Mutterreligion allmählich herauswächst. Die Jüngerinnen und Jünger erkennen, dass sich Jesu akute Naherwartung nicht so erfüllt hat, wie er dies vorausgesagt hatte. So beginnen sie, sich Schritt für Schritt in der Welt einzurichten, deren Ende offenbar noch einige Zeit auf sich warten lässt. Und so gehen sie daran, Jesu Weisungen, die in die Ausnahme-situation des als unmittelbar bevorstehend gedachten Weltendes hineingesprochen waren, nun mit dem alltäglichen Leben, das weitergeht, in Einklang zu bringen, ohne dabei die wesentlichen Anliegen Jesu allzu sehr aus den Augen zu verlieren, was aber in der folgenden Kirchengeschichte leider dennoch oftmals geschieht.

Es bleibt eine Aufgabe jeder neuen Generation, die Botschaft Jesu neu in die jeweilige Zeit hinein auszulegen und den Geist des charismatischen Wanderpredigers aus Nazareth wach und lebendig zu halten,

Schlusskapitel mit freundlicher Genehmigung aus Hans-Jürgen Beck, Annäherung an Jeschua, Dettelbach 2023, ISBN 978-3-89754-650-9 <https://roell-verlag.de>

Hans-Jürgen Beck, Jg. 1962. Er studierte Kath. Theologie und Germanistik für das Lehramt an Gymnasien an den Universitäten in Würzburg und Freiburg. Seit seiner Studienzeit beschäftigt er sich mit dem jüdischen Leben in Bad Kissingen und hat darüber mehrere Publikationen veröffentlicht. 20 Jahre lang betreute er die von ihm initiierten Jüdischen Kulturtage in Bad Kissingen.

Ausschreibung Adolf-Freudenberg-Preis 2023



ImDialog schreibt 2023 in seinem Jubiläumsjahr „70 Jahre christlich-jüdischer Arbeitskreis ImDialog“ zum ersten Mal den Adolf-Freudenberg-Preis aus, der von nun an jährlich ausgeschrieben werden soll.

Der Preis zeichnet aktuelle herausragende wissenschaftliche Studienarbeiten aus, die in besonderer Weise die christlich-jüdische Perspektive einbeziehen. So soll das christlich-jüdische Verhältnis in seiner grundlegenden Bedeutung für christliche Theologie und Verkündigung gewürdigt und der kirchlichen Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung. Näheres hier

www.imdialog.org/freudenbergpreis.pdf





Michael Brocke

Ma'os Zur

DAS Chanukka Lied in deutschen Nachdichtungen

Es fällt uns nicht leicht, dergleichen Nachdichten heute noch zu schätzen. So tat Rabbiner Dr. Israel Goldschmidt gut daran, seinem rein deutschen Band von 1901 ein Jahr später, den Umfang verdoppelnd, alles Hebräische rechtsseitig hinzuzusetzen. Damit wurde sein opulentes Werk auch zum Gebetbuch, benutzbar sogar in der Synagoge, nicht nur zuhaus. Man möchte das Motto der Jehuda Halevi-Übersetzungen Franz Rosenzweigs von 1924/27 zitieren, das er aus einer Ilias-Übersetzung aufgriff: „O lieber Leser, lerne Griechisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer.“ Nein, das wäre Goldschmidt gegenüber ungerecht, denn er gab ja dem Hebräischen allen Raum. Seine poetischen Dichtungen, er nannte sie „Verdeutschungen“, ließen sich also durchaus auch ignorieren. Dennoch ist es ein längst vergessenes Buch. Obwohl es beide Sprachen vereinte und auch liturgisch sehr wohl nutzbar war. Ab und an mag man den verblassten Charme seiner poetischen Bemühungen auch goutieren, was ich hier am Beispiel des bekanntesten Chanukka-Liedes nahelegen möchte.

Ma'os Zur ist ein zwar schwungvoll singbares, aber auch ein gar nicht leicht verständliches Gedicht aus der Blütezeit der liturgischen Dichtung in Aschkenas. Wie die vielen weiteren deutschsprachigen Nachschöpfungen des *Ma'oz Zur*, so lässt auch diese Verdeutschung unvertraute Namen des Originals fort, so Serubavel, Agagi ben Hamdata (der Haman der Esther-Erzählung) und andere mehr. Umschreibungen müssen sie ersetzen. So wie es Franz Rosenzweig, dem zweiten Verdeutscher hier, gelang, den Haman und sein Ende vermittelt eines deutschen Wortes, „Hamen“, Angelhaken, in eins zu fassen.

Anders als die meisten Gebetbücher es hielten, gab Rabbiner Israel Goldschmidt die einst christlich zensurierte sechste Strophe von *Ma'os Zur* nicht nur im Original wieder, sondern fügte ihr auch eine verdeutschte Version bei. Deren Wortlaut und Details könnten allerdings kaum weiter vom Original entfernt sein. Natürlich will seine Paraphrase dennoch den letztgültigen Sinn der Hoffnung-Vergeltung-Strafe-Erlösungs-Bitte vermitteln, als ein Nachklang des Originals für seine eigene, hoffnungsreiche neue Zeit. Strophe sechs setzt ein mit der Aufforderung Jesajas (52,10): *Chassof sro'a kodschekha* - Mach frei, entblöße Deinen heiligen Arm (vor den Augen aller Völker). Bring nun endlich Heil, Erlösung. Räche Du das Blut Deiner Diener an dem Volk von Frevlern. Zu lange schon sind wir ohne Dein Heil, und kein Ende nehmen die bösen Tage. Drück' doch den Roten (*admon*, Esau) hinab ins Schattenreich (*zalmon*), und laß erstehen die Hirten, die Sieben.“ Soweit Strophe 6, hier ohne Reim und ohne Schliff. Die „Sieben Hirten“ entstammen dem Propheten Micha, Kap. 5. Im Talmud, bSukka 52, erhal-

ten sie Namen: Drei vor der Offenbarung: Sem, Henoch, Methusalem; in der Mitte stehe David; Abraham, Jakob und Mosche bilden den linken Flügel. David in der Mitte! Das ist nicht schwer zu entziffern. Andere Deuter des Gedichts sahen darin die *ushpisin*, die „Gäste“, die man in die Sukka an den Tagen des Laubhüttenfestes einlädt. Das Lied braucht sie, sieben an der Zahl, für seinen Reim. Singt man *Ma'os Zur* Jahr für Jahr, so wird man's allmählich auch ganz verstehen.

Jene sechste Strophe fiel später öfters christlicher Zensur zum Opfer. Bitten ums Ende schier endloser Knechtschaft sprechen „Edom“, „Rom“ und dessen Christenheit an; in früher Neuzeit als antichristlich gewertet, kein Wunder das. Später ist dieser Schluss, wie auch heute in hebräisch-deutschen Siddurim, nicht mehr anzutreffen. Nachdichtungen kennen sie nicht mehr; sie brauchten sie nicht länger mehr?

Der Offenbacher Raw jedoch, der um 1880, noch in Weilburg a. d. Lahn amtierend, aus der strengen österreichisch-ungarischen Orthodoxie allmählich ins liberale Judentum hinüberschritt, belässt sie selbstverständlich sowohl dem Original wie er sie auch deutsch umdichtet. Er verallgemeinert den Sinn, in seinem und im Geist der Zeit, was für ihn dennoch beileibe nicht dasselbe war.

Dieses Gedicht eines ansonsten unbekanntes Mordechai im 13./14. Jahrhundert (die Strophenanfänge zeigen das Namens-Akrostichon) hat als zündendes Lied seither das Fest der Wiedereinweihung des Heiligtums gestärkt, den Sang den Lichtern zugesungen. Alte Hoffnungen ob des schier endlosen Wartens auf Befreiung aus den Händen Esaus, „Edoms“, „Roms“ und dessen Christentum, der Wunsch göttlichen Vergeltens, gültiger Erlösung - alles das sieht sich zu Beginn des neuen Jahrhunderts neu gedeutet: „Deines Volkes Dich erbarm' - das bleibt. Und: Laß sein Recht (!) es finden. Ach, der Menschheit (!) Trauer ..., Schwinde, Haß!“ - Ja, „Recht!“ Ja, „Trauer!“

Unaufhörlich reimend aber, das ist nicht lange auszuhalten. Dennoch dürfen wir nicht übersehen, dass die Nachdichter, beide hier, Goldschmidt wie Rosenzweig, den Reim des Originals übernommen haben. Leider hat dieser eintönige Reim im Deutschen eine andere Wirkung als in einem hebräischen Lied. Anregend und wichtig aber, derzeit auch tröstend, bleibt aber dank solcher rührenden Nachdichtungen die klare Erkenntnis, dass das Judentum aufs Lebendigste überlebt, und das auch kraft seiner Fähigkeit zur Wandlung, immer wieder mit der Resilienz, die Worte und Werte seiner Ursprünge und Geschichte zu wahren, indem sie transformiert,

von einer Ebene auf die andere gespielt werden. Hier im Lied wird Heils-Unheils-Heils-Geschichte(n) aufsummiert – „von Pharao bis Antiochus“ – und das in einem dank- und mutmachendem, freudigen, zuversichtlich aufmunternden Lied; eher ein Marschlied denn eine Chormelodie. Melodisch mit Anklängen an Lieder der damaligen christlichen Mitwelt, wie sollte es auch anders sein.

Was aber bleibt denn von jenen veralteten Nachdichtungen? Eines was sie einte und was ihnen allen bleibt, ist ihr Gelingen des Bestrebens, den Liedcharakter zu erhalten, Metrum, Reim und Rhythmus zu bewahren. Kein geringer Erfolg ist das. Vielleicht versöhnt er sogar mit jener unermüdbaren Lust am Reim? Ob das hebräische Lied jemals auch deutsch gesungen wurde? Wohl kaum, es ist unwahrscheinlich. Aber *Ma'os Zur* überlebt dank der ungezählten Umdichtungen auch in Tausenden ihrer deutschen Worte; gesungen jedoch will es hebräisch sein. Selbst wenn man für ein Mal behaupten wollte, dass: „Jüdisch singen heißt hebräisch singen“, so würde das exakt gleiche Metrum samt dem Reim der veralteten, der stets veraltenden Übertragungen doch an das unüberwindliche Original erinnern und nach ihm verlangen.

Dr. Israel Goldschmidt war ein breit und bestens gebildeter Rabbiner und Lehrer; er vermittelte Vergangenheit mit seiner Gegenwart, war bemüht, Orthodoxe und Liberale aus ihrem Konflikt zu lösen, Gleichberechtigung mit dem Christentum sehnlichst erstrebend. (Die „Kirche“ allerdings sah er als „partikularistisch“ an, keineswegs konntet sie ihm als „universalistisch“ gelten.) Aber mittlere Wege werden selten gefunden und noch seltener auch begangen. So wurde Goldschmidt, für fast 30 Jahre der Offenbacher Rabbiner (1890-2019), nach 1919, nach seinem Tod 1924, trotz seiner zahlreicher Veröffentlichungen, bald vergessen. Und die Zeit tat das Ihre. Sein Vorgänger Salomon Formstecher (1808-1889), sein Nachfolger Max Dienemann (1875-1939) waren bekannter; sie wurden es neu – siehe heute die bürgerschaftlich aktive Offenbacher „Max Dienemann/Salomon Formstecher-Gesellschaft“.

Finden lassen sie sich aber alle, auch Israel Goldschmidt und seine Bücher, dank reicher online-Bibliotheken, insbesondere dank „compactmemory“, und so mögen auch seine Werke weltweit neu wahrgenommen werden.

Franz Rosenzweig aus Kassel, an die 30 Jahre jünger als Israel Goldschmidt aus Diosbereny, war und bleibt weit wirkmächtiger als jene Rabbiner, wengleich auch er, zumindest als der wortmächtige Übersetzer, dem Lauf der Zeiten nicht entgeht. Zeigt das nicht schon auch der hier angebotene Vergleich zweier Nachdichtungen, vielmehr „Verdeutschungen“, entstanden im Abstand von nur einer deutschjüdischen Generation? Rosenzweig hat es 1922 in einer Zeitschrift veröffentlicht. Hier nun erstmals wieder gedruckt.

Gleichviel ob diese Texte für uns noch Kraft und Saft mit sich führen oder nicht, ihr Vorbild wird sie alle überleben. Selber jedoch will das *Ma'os Zur* wieder und wieder gesungen werden, hoffentlich auch aufs Neue zeitverpflichtet-zeitenthoben verwandelt und „umgesetzt“. Und was ist mit Goldschmidts Wunsch: „nach der alten Melodie“? Auch sie, sie überlebt, sie überlebe.

Dr. Michael Brocke, Prof. em. für Judaistik / Jüdische Studien HHU Düsseldorf, bis 2021 Direktor des Salomon L. Steinheim Instituts für deutsch-jüdische Geschichte an der U Duisburg-Essen

Eine Biographie über Max Dienemann hat seine Frau Mally verfasst, erschienen 1946. Erhältlich im Online Shop von ImDialog hier
<http://www.imdialog-shop.org/dienemann>

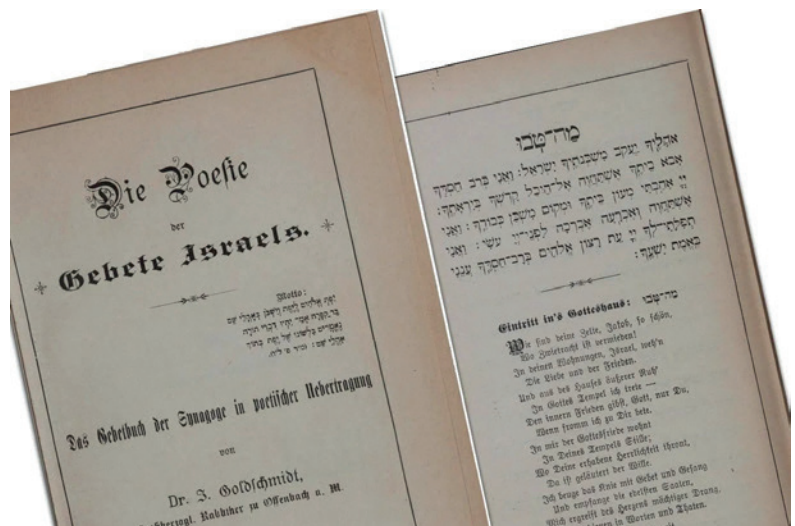
Zu Max Dienemann, Regina Jonas und Martin Buber siehe auch Blickpunkte 5/2017
<http://www.imdialog-shop.org/bp517>

Compact Memory
<https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm>

Weitere Texte von Israel Goldschmidt hier
<https://www.talmud.de/tlmd/schacharit-das-morgengebet/>

Kurzbiographie Rabbiner Dr. Israel Goldschmidt:

20. Mai 1849 in Dios-Borény, Ungarn, geboren. Zum Rabbinerberuf bestimmt, lernte in Jeschiwot Tab, Gyöng, Högyész. 1863 Eisenstadt bei R. Esriel Hildesheimer, dem er 1869 nach Berlin folgt. Auch Univ. Berlin, Breslau, Berlin. Promotion Jena 1874. JThS Breslau. Approbationen v. Wolf Landau, W. Feilchenfeld, E. Hildesheimer (zieht sie angeblich später zurück: wg. Orgel). Rabbiner im Posen-schen; in Westpreußen. 1880-1887 Weilburg. a.d. Lahn. Wendet sich von der Orthodoxie ab. 1887 Landrabb. Im Fürstentum Birkenfeld. 1. 4. 1890-1919 R. in Offenbach. Gest. 13. Sept. 1924. Verheiratet mit Bertha geb. Kaplan (st. 12.1923), Tochter Ada, st. 18-jährig. - „Über die Zukunft u. Berechtigung des J'tums“, 1883; Gebet-Übersetzen als Gebet-Unterricht, 1897. u.a.m. Pädagogisches; Rezensionen.





MOAUS ZUR JESCHUOSI.

Bearbeitet von Arno Nadel.

Gesang.

Mo-aus zur j' - schu - o - ssi l'cho no - eh l'schab-be - ach,

Klavier.

tik-kaun bes t' - fi - lo - ssi w'schom tau-doh n' sab-be - - ach,

l'ëss to-chin mat - be - - ach miz-zor ham-nab - be - - ach,

os eg-maur b'-schir mismaur cha-nuk-kas ham-mis - be - - ach. be - - ach.

1.-4. 5.

Beilage zur Jüdischen Enzyklopädie.

Aus „Jonteff-Lieder,“ herausgegeben von Arno Nadel (Jüdischer Verlag, Berlin).
86420, 6

Stich u. Druck v. Oscar Brandstötter, Leipzig.

Abb. aus Jüdisches Lexikon in vier Bänden
Herlitz / Kirschner 1927;
Nachdruck im Jüd. Verlag Athenäum 1987

**Von Pharao bis Antiochus : Ma'os Zur
Deutsch von Israel Goldschmidt**

Gott, mein Heil und meine Kraft:
Dir will ich lobsingen!
Löse gnädig meine Haft:
Dank will ich Dir bringen!
Lösche Hasses Gluten!
Dämme Zwietracht-Fluten!
Lieder-Klang,
Fest-Gesang
Soll Dir dann erklingen!

Früh trug ich ein Knechts-Gewand,
Schmerz hab' ich empfunden;
In Egyptens Sklaven-Land
Brannten meine Wunden.
Doch Du lösest Ketten,
Kamst, Dein Volk zu retten –
Phar'o's Heer
Sank in's Meer –
Freiheit war gefunden. –

In das Vaterland ich kam –
Nicht wußt' ich's zu schätzen;
Babel mich gefangen nahm,
Denn ich diene Götzen. – –
Doch nach siebzig Jahren
Durften meine Schaaren
Frei und kühn
Heimwärts zieh'n
Nach den heil'gen Plätzen. –

Haman hätte gern in Wut
Israel vernichtet;
Doch es hat sein Durst nach Blut
Ihn zu grund' gerichtet.
Ihn selbst traf das Wehe,
Mord'chai stieg zur Höhe!
Gott hielt Wacht,
Und die Nacht
hat sich uns gelichtet. –

In der Makkabäer-Zeit
Wollte dann des strengen
Syrer-Königs Grausamkeit
Mich zum Abfall drängen.
Doch der Frommen Heere,
Kämpfend Gott zur Ehre,
Wie die Leu'n,
Setzten ein
Dies Fest mit Gesängen.

Zeige Deinen heil'gen Arm!
Freiheit laß verkünden!
Deines Volkes Dich erbarm',
Laß sein Recht es finden!
Ach, der Menschheit Trauer
Ist von langer Dauer! - -
Schwinde, Haß!
Liebe, laß
Deine Kränze winden!

*Tefillat Israel. Israel's Gebete.
Das Gebetbuch der Synagoge
in poetischer Verdeutschung
von Dr. J. Goldschmidt
Großherzogl. Rabbiner zu
Offenbach a. M., Mainz 1902
(Hebräisch u. Deutsch, zwei-
mal 388 Seiten, hier S. 352ff.
ditto Hebr.)*

*Rosenzweig Übersetzung
aus: Neue jüdische Presse,
Frankfurter israelitisches
Familienblatt - Heft 35 vom
15.12.1922, 20. Jg.
<https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/pageview/2707474?query=Rosenzweig>*

**Das Chanukka Lied
Deutsch von Franz Rosenzweig**

Meiner Rettung Felsennest,
Um Dich kling' Benedeien.
Steht einst neu mein Bethaus fest,
Dort wir Dankchor reihen,
Dann nach Metzeleien
Unter Feindswutschreien,
Dann vollbring
Ich und sing
Des Altars neue Weihen.

*

Leides ward das Herz mir satt,
Den Mut die Not mir schwächte.
Harte Frohn drückt müd und matt
Des Stierdienst=Reiches Knechte.
Seine starke Rechte
Hob ans Licht das Echte.
Pharaohs Staat
Und seine Saat
Sank meertief in Nächte.

*

Er trug mich in sein Heiligtum,
Doch blieb dort nicht ohn' Wank ich.
Der Dränger kam und trieb mich um,
Götzendienst zuschwank' ich.
Den Taumelkelch ihn trank
ich,
um ein Haar versank ich -
Babel fiel!
Verheißenes Ziel!
Dem Retter zollte Dank ich.

*

Abhaun den Stamm des edeln Baums
Wollt er aus Erbgrolls Samen.
Er fiel ins Netz des eignen Traums,
Sein Hochschritt muß erlahmen.
Zum Rechten Ehren kamen!
Gelöscht des Feindes Na-
men!
Seine Brut,
Sein höchstes Gut,
Hing an luftgem Hamen.

*

Der Grieche scharte sich zuhauf
In Hasmonäertagen,
Riß meiner Mauern Türme auf,
Im Schmutz die Oele lagen.
Ein Krüglein noch im Schra-
gen,
Wunder strömte den Zagen.
Geistes Macht
Die Tage acht
Ließ Lobpsalmen sagen.



Jens Schröter

Der Jude Paulus und das Evangelium von Jesus Christus

Zu einer neuen Paulus-Perspektive

1. Ein traditionelles Paulusbild

Der bedeutende Neutestamentler William Wrede (1859-1906) formulierte in seinem 1904 erschienenen Buch über Paulus, dieser sei nach Jesus „der zweite Stifter des Christentums“ (1) gewesen. Paulus sei „der eigentliche Schöpfer einer christlichen Theologie“, weil er Christus nicht mehr als jüdischen Messias, sondern als Weltheiland interpretiert habe. Die „Loslösung des Christentums vom Judentum“ habe Paulus zwar „nicht von vornherein gesucht“, erst in der „Abwehr der jüdischen Lebensformen“ sei jedoch „die Selbständigkeit und Neuheit der christlichen Religion erfaßt und begründet.“ (2)

Diese Sicht steht repräsentativ für eine lange Tradition christlicher Theologie. Ihr zufolge ist das Christentum erst dadurch zu sich selbst gelangt, dass es sich vom Judentum gelöst hat. Mag Jesus noch im Judentum zu Hause gewesen sein - spätestens mit Paulus habe sich der christliche Glaube vom Judentum emanzipiert und seine Selbständigkeit erlangt.

Für diese Sicht beruft man sich auf einige bekannte Stellen aus den Briefen des Paulus. Besonders prägnant ist der Satz aus dem Galaterbrief, in Christus gebe es „weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder männlich noch weiblich“ (Gal 3,28 ; ähnlich 1Kor

12,13; vgl. auch Kol 3,11). Im Römerbrief betont Paulus, dass zwischen Juden und Griechen (also Nichtjuden) „kein Unterschied“ besteht (Röm 3,23; 10,12). Im 1. Korintherbrief heißt es: „Beschnittenheit und Unbeschnittenheit gilt nichts, sondern die Bewahrung der Gebote Gottes“ (1Kor 7,19). Die Aufhebung des Unterschieds zwischen Juden und Nichtjuden war für Paulus also in der Tat ein zentrales Merkmal des Christusglaubens. Er unterscheidet deshalb die an Jesus Christus

Glaubenden ausdrücklich von Juden und Heiden (vgl. 1Kor1,22-24; 10,32). Im Christentum hat sich in der Folge unter Berufung auf Paulus die Auffassung durchgesetzt, der christliche Glaube sei wesentlich dadurch bestimmt, dass er sich vom jüdischen Glauben unterscheide.

2. Jüdische Stimmen zu Paulus aus neuerer Zeit

In neuerer Zeit ist jedoch eine andere Sicht auf Paulus entwickelt worden. Der größere Kontext ist die Neubewertung auf das Verhältnis des Christentums zum Judentum, insbesondere nach der Shoa, aber auch eingedenk einer langen Tradition des christlichen Antijudaismus. Es wurde neu entdeckt, dass Paulus in Treue zu den jüdischen Schriften und Traditionen steht, dass er sich auch nach seiner Berufung zum Apostel Jesu Christi nicht von seinen jüdischen Wurzeln abgewendet, sondern den Glauben an Jesus Christus in enger Anbindung an den jüdischen Glauben entfaltet hat. Auch hierfür lassen sich Stellen aus den Briefen des Paulus anführen. So betont er gleich am Beginn des Römerbriefs, dass das Evangelium „im Voraus verkündigt wurde durch die Propheten in den heiligen Schriften“ (Röm1,2). Er legt dar, dass der Glaube an Jesus Christus im Gottesglauben Abrahams wurzelt und wichtige Merkmale mit diesem teilt (Röm 4). Im Blick auf sich selbst stellt er heraus, dass er „Israelit, Same Abrahams, aus dem Stamm Benjamin“ ist (Röm11,1; vgl. auch 2Kor11,22) - und zwar ausdrücklich auch als Apostel Jesu Christi. Diese und weitere Stellen lassen den Schluss zu, dass Paulus den christlichen Glauben gerade nicht als Gegenüber zum Judentum, sondern als eine spezifische Fortführung des jüdischen Glaubens verstanden hat.

„Das Neue Testament - jüdisch erklärt“ (NTJE) ist ein Zeugnis dieser neuen Sicht auf Paulus. Seine Besonderheit besteht darin, dass hier jüdische Forscherinnen und Forscher das Neue Testament in seinem jüdischen Kontext erklären und damit die Verwurzelung des christlichen Glaubens im Judentum aus jüdischer Perspektive vor Augen führen. Im Blick auf Paulus wird dabei dessen Stellung im Judentum deutlich. Das kommt sowohl in den Erläuterungen zu den Paulusbriefen zum Ausdruck als auch in den diesem Themenfeld gewidmeten Essays.

Die jüdische Diskussion über Paulus wird in dem Beitrag „Paulus im jüdischen Denken“ (809-813) von Daniel R. Langton vorgestellt. Paulus blieb dem Judentum weitgehend fremd, seine Äußerungen zum jüdischen Gesetz und seine Lehre über die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben an Jesus Christus, ohne „Werke des Gesetzes“,



Paulus; Evang. Martinskirche Nierstein;
Foto: HGVorndran

wurden zumeist als mit dem jüdischen Glauben unvereinbar beurteilt. Andere Stimmen - etwa Leo Baeck und Hans-Joachim Schoeps - dagegen sahen die Auffassungen des Paulus durchaus als mit dem jüdischen Glauben vereinbar an. Sie argumentierten, Paulus habe den jüdischen Glauben auch Nichtjuden zugänglich machen wollen und das jüdische Gesetz deshalb so interpretiert, dass es nicht ausgrenzend wirkt (811812). Auch gegenwärtig gibt es jüdische Interpretinnen und Interpreten etwa Amy-Jill Levine und Daniel Boyarin —, die Paulus als Juden betrachten, der zeitlebens in Treue zu den jüdischen Überlieferungen gelebt und diese in spezifischer Weise interpretiert habe. So habe er etwa eine universalistische Sicht auf den jüdischen Glauben entwickelt, die sich in vergleichbarer Weise auch bei anderen jüdischen Autoren findet. Zudem sei er keineswegs der Auffassung gewesen, dass die Hinwendung zum Glauben an Jesus Christus eine Abkehr von den Weisungen der Tora bedeute.

3. Neue Perspektiven auf Paulus in der christlichen Theologie

Eine ähnliche Entwicklung hat sich auch in der neueren christlichen Paulusforschung vollzogen. Als „new perspective on Paul“ und in neuerer Zeit unter dem Stichwort „Paul within Judaism“ werden Biographie und Theologie des Paulus innerhalb des Judentums seiner Zeit interpretiert. Paulus habe in Treue zu den Geboten der Tora gestanden und auch von seinen jüdischen Zeitgenossen, die er für den Glauben an Jesus Christus gewinnen wollte, nicht verlangt, dass sie dem jüdischen Glauben den Rücken kehren. Er habe den Heiden einen Weg zum Heil Gottes eröffnen wollen, ohne deshalb den jüdischen Glauben aufzugeben. Paulus habe keine eigenen Gemeinschaften neben den jüdischen Synagogengemeinden gegründet, sondern den jüdischen Glauben in spezifischer Weise weiterentwickeln wollen.

Es lässt sich also eine Konvergenz zwischen der gegenwärtigen Sicht auf Paulus in der jüdischen und der christlichen Paulusforschung konstatieren. Im NTJE wird dies am Beitrag von Paula Fredriksen „Paulus und das Judentum“ (684-689) deutlich. Sie stellt drei Perspektiven auf Paulus vor: „Paulus gegen das Judentum“ - eine Sicht, die in der christlichen Paulusforschung lange verbreitet war und sich auch in der eingangs erwähnten Position von Wrede findet. Dieser Auffassung zufolge habe Paulus mit seiner Bekehrung zum Christentum das Judentum hinter sich gelassen. Von einem energischen Verfechter des jüdischen Glaubens sei er zu einem Gegner des Judentums geworden, das er fortan als eine angesichts der Christusoffenbarung überholte Religion betrachtet habe. Damit wird jedoch eine spätere Sicht christlicher Theologie auf Paulus projiziert. Diese wird der Tatsache nicht gerecht, dass für Paulus der christliche Glaube keine Antithese zum jüdischen Glauben ist, sondern der Glaube an den Gott Israels und die verbindlichen Schriften des Judentums den Deutungshorizont für den Christusglauben bilden.

Die zweite Perspektive, „Paulus und das Judentum“, geht davon aus, dass Paulus den jüdischen Glauben nicht abgelehnt oder verworfen habe, dass er sich in seinen Briefen jedoch an nichtjüdische Adressatinnen und Adressaten wende und sie über ihren Weg zum Heil unterrichte. Dass Gott mit Israel einen eigenen Weg zur Rettung geht, werde von Paulus demnach nicht in Zweifel gezogen, dieser Weg unterscheide sich jedoch von demjenigen des Christusglaubens. Allerdings bleibt bei dieser Sicht unerklärt, warum Paulus es für notwendig hält, dass auch Israel den Christusglauben annimmt, um zur Rettung zu gelangen.

Die dritte Perspektive schließlich heißt „Paulus innerhalb des Judentums“. Sie vertritt die oben genannte Auffassung, Paulus habe, auch nachdem er zum Verkünder des Evangeliums von Jesus Christus geworden war, den jüdischen Glauben nicht verlassen. Vielmehr bewege sich seine Sicht auf das Evangelium innerhalb des Judentums. Jesus war für ihn der in den jüdischen Schriften angekündigte Messias, mit dessen Kommen die Endzeit anbricht. Paulus sah sich dazu beauftragt, diese Botschaft auch Nichtjuden zu verkünden. Dabei konnte er daran anknüpfen, dass Nichtjuden, die dem Glauben an den Gott Israels offen gegenüberstanden (sogenannte „Gottesfürchtige“, die in der Apostelgeschichte erwähnt werden), in Synagogengottesdiensten anwesend und somit auch Adressaten der Verkündigung des Evangeliums waren. Paulus forderte sie dazu auf, von der Verehrung anderer Götter abzulassen und allein den Gott Israels zu verehren. Sie sollten sich an diejenigen Regeln halten, die für den Glauben an den Gott Israels verbindlich sind - also etwa kein anderen Göttern geopferetes Fleisch („Götzenopferfleisch“) essen, keine sexuelle Unzucht begehen und nicht an kultischen Mählern für andere Götter teilnehmen. Sie mussten sich aber nicht beschneiden lassen und waren auch den jüdischen Reinheitsvorschriften nicht unterworfen. Paulus schaffte damit nicht etwa das jüdische Gesetz ab. Vielmehr interpretierte er es vom Christusglauben her in neuer Weise. Er sah das Gesetz im Liebesgebot erfüllt (Gal 5,14; Röm 13,8-10), das er zugleich als das Hauptgebot einer an Christus orientierten Lebensweise betrachtete.

Der eingangs genannte William Wrede hatte also durchaus recht darin, Paulus als den „eigentlichen Schöpfer einer christlichen Theologie“ (3) zu bezeichnen. Paulus hat tatsächlich für den christlichen Glauben zentrale und unaufgebbare Einsichten formuliert - etwa, dass Gott dem Menschen seine Gerechtigkeit zuwendet und ihn damit selbst gerecht macht. Wrede hatte aber nicht recht darin, dass der christliche Glaube erst in seiner Loslösung vom Judentum zu sich selbst gelangt. Paulus stellt den Glauben an Jesus Christus nirgendwo in Gegensatz zum jüdischen Glauben. Er betrachtet die Offenbarung Gottes in Jesus Christus vielmehr als etwas, das den Glauben Israels in einen neuen Horizont rückt und die Schriften Israels in neuer Weise verstehen lässt.

Diese Sicht wird an vielen Stellen seiner Briefe deutlich. Die Erklärungen des NTJE heben das häufig hervor. Der



genannten Stelle aus Gal 3,28 („weder Jude noch Grieche“) ist ein Infokasten gewidmet (408). Darin wird ausgeführt, dass Paulus mit diesem Satz, trotz der Formulierung „weder männlich noch weiblich“, nicht etwa für die Emanzipation der Frauen eingetreten sei. Vielmehr habe er die Unterordnung der Frau an anderer Stelle ausdrücklich gefordert (1Kor11,2-16; 14,34f.). Er sei deshalb nicht als „Befreiungstheologe“ anzusehen, der sich für die gegenwärtige Diskussion über die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in Anspruch nehmen lasse. Das wichtigste Begriffspaar für Paulus sei vielmehr „weder Jude noch Grieche“. Damit wird zu Recht herausgestellt, dass für Paulus die Aufhebung des Unterschieds zwischen Juden und Nichtjuden zentraler Bestandteil des Evangeliums von Jesus Christus war. Das bedeutet aber nicht, dass er deshalb Juden dazu bringen wollte, ihre jüdische Lebensweise aufzugeben. Paulus fordert nirgendwo, dass jüdische Christusgläubige ihre männlichen Nachkommen nicht mehr beschneiden, nicht mehr den Sabbat feiern oder sich nicht mehr an die jüdischen Speisegebote halten sollen. Er verlangt allerdings, dass die Einhaltung der jüdischen Gebote den Nichtjuden nicht aufgezungen wird.

Das wird im Galaterbrief deutlich. Paulus setzt sich dort mit anderen Missionaren auseinander, die die galatischen Gemeinden davon überzeugen wollten, sich beschneiden zu lassen. Paulus widerspricht dem heftig. Für ihn steht dabei sogar die Wahrheit des Evangeliums auf dem Spiel. Dafür bezieht er sich auf einen Konflikt mit Petrus in Antiochia (Gal2,11-14): Petrus habe sich dort von der Tischgemeinschaft mit Nichtjuden zurückgezogen, offenbar auf Druck von Kreisen um den Herrenbruder Jakobus, die auf die Einhaltung jüdischer Speisegebote gedrungen hatten. Paulus bezeichnet das als Heuchelei und als Zwang gegenüber den Nichtjuden, die jüdische Lebensweise zu übernehmen.

Wie genau Paulus sich die Gemeinschaft von Juden und Nichtjuden vorgestellt hat, wird nicht recht deutlich - und vielleicht war ihm das auch selbst nicht völlig klar. In den entsprechenden Ausführungen im Römerbrief (Röm14,1-15,13) wird erkennbar, dass Paulus die Beachtung oder Nichtbeachtung von Speisegeboten der Liebe und der Auferbauung in der Gemeinde unterordnet. Er ist - als Jude! - selbst der Auffassung, dass nichts von sich aus unrein ist, sondern nur für den, der es als unrein betrachtet. Diejenigen also, die sich von unreinen Speisen fernhalten wollen, sollen dies tun, ohne dafür kritisiert oder gar verachtet zu werden. Weder die Beachtung noch die Nichtbeachtung jüdischer Reinheitsgebote soll demzufolge zur Norm erhoben werden. Wie unter dieser Maßgabe die Gemeinschaft - etwa beim Herrenmahl gestaltet werden sollte, bleibt offen. Deutlich erkennbar ist jedoch, dass für Paulus Liebe (*agape*, Rücksichtnahme und Auferbauung die entscheidenden ethischen Maßstäbe für das Zusammenleben in der christlichen Gemeinschaft sind.

Eine wichtige Frage, die sich aus der Sicht des Paulus auf das Evangelium ergibt, ist diejenige nach dem Geschick

desjenigen Teils von Israel, der nicht an Jesus Christus glaubt. Paulus widmet diesem Problem im Römerbrief eine ausführliche Darlegung, in der er zwei Voraussetzungen miteinander in Einklang bringen möchte, die für ihn in gleicher Weise in Geltung stehen. Zum einen steht für Paulus fest, dass der Mensch der im Evangelium offenbarten Gerechtigkeit Gottes nur im Glauben an Jesus Christus teilhaftig werden kann und dass dies für Juden und Nichtjuden gleichermaßen gilt (Röm1,16f.). Zum anderen ist Israel Gottes auserwähltes Volk und bleibt dies auch nach der Offenbarung des Evangeliums. Da der größere Teil Israels jedoch den Christusglauben ablehnt, geraten diese beiden Voraussetzungen in Widerspruch zueinander: Wie kann Israel Gottes auserwähltes Volk bleiben, wenn es den Weg zum Heil durch den Christusglauben zurückweist? Paulus ringt mit diesem Problem in den Kapiteln 9 bis 11 des Römerbriefs. Dabei entwickelt er das Bild vom edlen Ölbaum, aus dem Zweige ausgebrochen und durch Zweige von einem wilden Ölbaum ersetzt werden. Wenn aber Gott, so fährt Paulus fort, schon die natürlichen Zweige nicht verschont hat, um wieviel mehr müssen die neu eingepfropften wilden Zweige darauf achten, nicht wieder abgehauen zu werden. Gott vermag es zudem, die abgehauenen edlen Zweige wieder in den Ölbaum einzupflanzen.

Paulus verwendet das Bild vom Ölbaum entgegen der gängigen Praxis, in der edle Zweige in einen wilden Ölbaum eingepflanzt werden, um ihn zu veredeln, aber nicht umgekehrt. Der Grund ist das Ziel, das er mit der Verwendung dieses Bildes verfolgt. Paulus will deutlich machen, dass Gott zwar Nichtjuden, die an Jesus Christus glauben, in die Heilsgeschichte hineingenommen hat, zu der diejenigen Juden, die nicht an Jesus Christus glauben, gegenwärtig nicht gehören. Das wird sich jedoch wieder ändern, wenn Gott als „Retter vom Zion“ kommt und „ganz Israel gerettet wird“ (Röm 11,26). Das NTJE erklärt dazu: „Der Baum steht nicht für Israel, und Paulus behauptet nicht, dass Nichtisraeliten zu Mitgliedern Israels werden. Der Baum repräsentiert alle, die zur Familie Gottes gehören, israelitische Zweige ebenso wie solche aus anderen Nationen“ (331). Damit wird das Bild völlig zutreffend erklärt.

Die neue Perspektive auf Paulus, für die das NTJE ein eindrückliches Zeugnis aus jüdischer Perspektive ist, macht deutlich, dass Paulus den christlichen Glauben nicht als gegenüber zum Judentum verstanden hat, sondern als dessen Fortführung und Neuakzentuierung. Das ist nicht zuletzt für das christlich-jüdische Gespräch eine wichtige Grundlage.

- 1 Wrede, Paulus, 104
- 2 Ebd., 102
- 3 Wrede, Paulus, 102.

Literatur

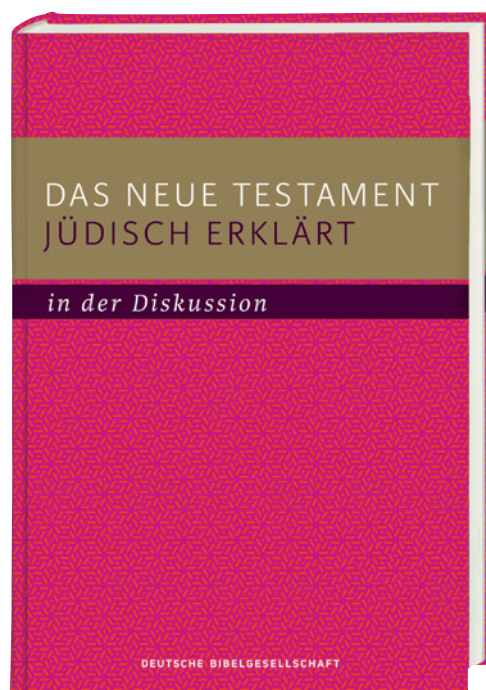
Wrede, William, Paulus, Halle 1904.

Dr. Jens Schröter ist Professor an der Humboldt Universität Berlin

Mit freundlicher Genehmigung aus:
Das Neue Testament jüdisch erklärt - in der Diskussion. Hg.
v. W. Kraus, J. Raithel, M. Tilly, A. Töllner, © 2023 Deutsche
Bibelgesellschaft, Stuttgart

Aus der Verlagsankündigung: Im Jahr 2020 erschien Das Neue Testament jüdisch erklärt (NTJE) als erste vollständige Kommentierung des Neuen Testaments von Menschen jüdischen Glaubens in deutscher Sprache. Seine Veröffentlichung hat nicht nur in der kirchlichen und theologischen Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit erregt und wurde als ein bahnbrechender Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog begrüßt. In diesem „Diskussionsband“ diskutieren zahlreiche Wissenschaftler:innen aus dem deutschsprachigen Raum verschiedene Aspekte des NTJE. Für alle Beiträge gilt, dass sie von ausgewiesenen Expert:innen stammen und ebenso prägnant wie präzise formuliert sind. Dadurch richtet sich dieser Diskussionsband wie schon das NTJE auch an interessierte Laien und Menschen ohne akademische oder theologische Vorkenntnisse.

<https://shop.die-bibel.de/Das-Neue-Testament-juedisch-erklart-in-der-Diskussion/5506>



Antisemitismus des Iran

<https://kurzelinks.de/antisemitismus-iran>

Antisemitismus und Antizionismus in der Hamas Charta

<https://kurzelinks.de/antisemitismus-hamas>

Pikuach Nefesch. Jedes Leben zählt

<https://kurzelinks.de/pikuach>

Vom Pergament zur Tora (Video 50 Min.)

<https://kurzelinks.de/torarolle>

Juden in der DDR

<https://kurzelinks.de/juden-ddr>

Forschungsprojekt zu NS-Euthanasie

<https://kurzelinks.de/hadamar>

Friedrich Ebert Stiftung:

11 Prozent haben rechtsextremes Weltbild

<https://kurzelinks.de/rechtesweltbild>

Jüdisches Erfurt UNESCO Welterbe

<https://kurzelinks.de/erfurtunesco>

Jüdische Medien online

<https://kurzelinks.de/juedischemedien>





Alexander Deeg

Dazwischen.

„Studium in Israel“ und die Erlöserkirche

Am Donnerstag begann das Wochenende, am Freitagabend nahm ich am Schabbat-Empfang in einer der Synagogen teil, manchmal am Schabbatmorgen noch an einem langen jüdischen Gebet mit Lesung aus der Tora – und am Sonntagmorgen um 10.30 Uhr gab es die Möglichkeit, deutsches liturgisches Leben in der Erlöserkirche zu erfahren, bevor dann gleich danach der Sprach- oder Talmudkurs an der Hebräischen Universität begann, am jom rischon, dem ersten Tag der Woche.

Vor mehr als 25 Jahren, 1995/96, war das meine Wochenendroutine in Jerusalem – und so ähnlich sieht es für viele Studierende im Studienprogramm „Studium in Israel“ bis heute aus. Wer sich auf dieses Programm einlässt, lebt ein Jahr lang in einem ebenso interessanten wie herausfordernden Dazwischen: zwischen den jüdischen und muslimischen Wochen- und Jahresrhythmen Jerusalems und der eigenen christlichen Prägung (die meisten Studierenden bei Studium in Israel sind evangelisch und kommen aus dem deutschsprachigen Raum; das Programm wird aber auch durch katholische Teilnehmer:innen und Studierende aus weiteren europäischen Ländern vor allem Mittel- und Osteuropas bereichert).

Es gab eine Zeit während meines Studiums in Jerusalem, in der ich, offen gesagt, überhaupt keine Lust hatte, in die Erlöserkirche zu gehen. Warum sollte ich auch? Ich war ja schließlich nicht in Jerusalem, um Predigten zu einer deutschen Perikopenordnung in einem agenda-risch-unierten Gottesdienst zu erleben, sondern um einzutauchen in jüdische Denk- und Lebenswelten und den pulsierenden religiös-politischen Kontext Jerusalems. Dieses Eintauchen gelang – und meine eigene christliche Identität wurde (auf unbequeme, aber überaus heilsame Weise!) verstört. Wozu eigentlich ‚brauchen wir

Jesus?, so lautete eine meiner Fragen, die immer bedrängender wurde. Was ist eigentlich das entscheidend und unterscheidend Christliche? Und wenn ich das formulieren wollte, wie sollte das geschehen, ohne zugleich das Judentum abzuwerten oder gar als negative Folie zu gebzw. missbrauchen? Was ‚bietet‘ das Christentum, was es im Judentum nicht auch – und durchaus originaler, lebendiger – gäbe? Jüdisches Denken faszinierte mich ebenso wie jüdische Hermeneutik der Bibel; mit jüdischen Augen und meinen jüdischen Kommiliton:innen begann ich Texte der Bibel neu zu lesen: akribisch und phantasievoll. Und die Idee, ich wüsste doch eigentlich, was in der Bibel steht, verwandelte sich in die Entdeckung, wie herausfordernd es ist, jedes einzelne Wort, jeden einzelnen Buchstaben genau wahrzunehmen und gerade durch diese Genauigkeit angeregt zu werden zu vielfältigen Deutungen. Auch von jüdischen religiösen Lebensformen war ich zunehmend begeistert. Der Ernst des Jom Kippur und die Ausgelassenheit von Purim, die Schönheit des Schabbat und das ebenso spielerische wie bedeutungsvolle Leben in der Laubhütte an Sukkot, die Prägung des gesamten Alltags durch die Gebote (Mizwot) und die täglichen Gebetszeiten – all das faszinierte mich in meiner ansonsten doch recht intellektuell-innerlichen und leiblich arg reduzierten evangelisch-volkskirchlichen Frömmigkeit. Ich stellte Fragen, entdeckte Neues, überlegte, ob und wie diese Entdeckungen für mich bedeutsam werden und mein theologisches Denken wie geistliches Leben verändern könnten. Die Frage, ob ich denn nicht vielleicht Jude werden wollte, war einige Wochen lang mehr als nur eine gedankliche Option. Aber irgendwann wurde mir doch klar: Es ist nicht mein Weg, Jude oder Jüdin zu werden, sondern auf eine andere Weise und im ständigen Dialog mit jüdischen Stimmen und Menschen Christ zu sein. Wir, die an Christus Glaubenden aus den ‚Heiden‘, wie Paulus sagen würde,

haben in und durch Jesus Christus einen anderen und eigenen Weg zu Gott, dem Vater. Was der jüdische Gelehrte und Religionsphilosoph Franz Rosenzweig vor gut 100 Jahren in seiner Interpretation von Joh 14,6 erkannte, überzeugte mich zunehmend. In diesem Vers des Johannesevangeliums sagt Jesus: „Ich bin der Weg,



Hurva Synagoge und Minarette in Jerusalem. Dazwischen die Erlöserkirche; Foto: HGVorndran

die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Und Rosenzweig meinte: „Es kommt niemand zum Vater – anders aber, wenn er nicht mehr zum Vater zu kommen braucht, weil er schon bei ihm ist. Und dies ist nun der Fall des Volkes Israel“ (Gesammelte Schriften I, 133).

Bei meiner Neufindung christlicher Identität war dann auch die Erlöserkirche von grundlegender Bedeutung. Als ein ganz selbstverständlich evangelischer Ort in einer muslimischen und jüdischen Stadt. Als ein Ort, in dem viele andere mit vergleichbaren Fragen unterwegs waren und mir gerade die ganz traditionellen Gottesdienste mit ihrer Musik und ihren Predigten viel bedeuteten. Sie wurde zu einem Anlaufort im Dazwischen, der selbst im wahrsten Sinn des Wortes zwischen allen Welten steht und gerade so seine Bedeutung entfaltet.

Inzwischen sind „Studium in Israel“ und die Erlöserkirche noch fester verbunden, als dies zur Zeit meines Studiums in Jerusalem der Fall war. Seit 2006 ist die Studienleitungsstelle eine Auslandspfarrstelle der EKD und der oder die jeweilige Pfarrer:in begleitet das Studienprogramm und ist im Rahmen von „Evangelisch in Jerusalem“ auch in der Gemeinde aktiv. Derzeit arbeitet Dr. Melanie Mordhorst-Mayer als von der EKD entsandte Pfarrerin für das Programm, das inzwischen nicht mehr nur eine, sondern gleich drei Programmschienen hat. Neben den Studierenden, die ein Jahr in Jerusalem verbringen, gibt es Kontaktstudierende, die für einige Monate ins Land kommen. Bei ihnen handelt es sich um kirchliche Mitarbeitende in unterschiedlichen Berufen (die meisten sind Pfarrer:innen), die mit einem konkreten Studienprojekt ins Land kommen, daran arbeiten und die Gruppe der Studierenden begleiten. Neu ist eine dritte Programmschiene, die ein kürzeres Programm im Rahmen von Exkursionen bietet; damit sollen vor allem Lehramtsstudierende mit den Perspektiven von „Studium in Israel“ in Verbindung gebracht werden.

Vor 26 Jahren habe ich mein Studienprogramm beendet. Aber es hat mich nicht losgelassen und mein Leben nachhaltig geprägt und verändert. Ich lese die Bibel anders und lebe meinen Glauben anders, ich habe

viele jüdische Freunde gewonnen, die mich begleiten, herausfordern und bereichern. Unzählige Male war ich seither in diesem schönen und schwierigen Land, habe – auch durch die Erlöserkirche – inzwischen viele arabische Christ:innen kennengelernt und die Bedeutung des interreligiösen Dialogs neu erkannt. Seit diesem Jahr darf ich als Vorsitzender von „Studium in Israel“ meinen Beitrag dazu leisten, dass möglichst viele andere Entdeckungen machen, wie ich sie selbst machen durfte: im Dazwischen.

Mein liebstes Zitat von Martin Luther stammt übrigens aus einer Predigt aus dem Jahr 1535. Luther meinte: „Ein Christ steht nicht im Worden Sein, sondern im Werden [...]. Darum, wer ein Christ ist, der ist kein Christ, d. h. wer da meint er sei schon ein Christ geworden, der ist nichts. Denn wir ziehen zum Himmel, wir sind aber noch nicht im Himmel. Und gleich wie der niemals in den Himmel kommt, der da meint er sei schon drin, so ist auch wiederum der bereits im Himmel, der nach dem Himmel zieht, denn Gott siehet ihn an als wäre er schon darin.“ (Martin Luther zu Mt 13,45f., zitiert nach Erwin Mühlhaupt (Hg.), D. Martin Luthers Evangelienauslegungen, Bd. 2: Das Matthäusevangelium (Matthäus 3–25), Göttingen 1973, 488.)

125 Jahre ist die Erlöserkirche nun schon unterwegs – als ein ebenso bergender wie herausfordernder Ort im Dazwischen. Möge sie weiterhin viele Menschen in ihrem Unterwegssein in Israel, im Glauben und im Leben begleiten.

Alexander Deeg ist evangelischer Theologe und Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig. Er ist Experte für den christlich-jüdischen Dialog sowie Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher. Seit 2023 ist er Vorsitzender des Studienprogramms „Studium in Israel“.

aus: Jerusalem · Gemeindebrief | Stiftungsjournal ·
September - November 2023

Siehe auch

www.studium-in-israel.de

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!

Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo

Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de



Michael Rosenkranz

Über die Bedeutung von Namen hebräischen Ursprungs

Siegermächte interessieren sich meistens nicht für die Sprache und Kultur des besiegten Volkes und neigen eher dazu die Namen und Ortsbezeichnungen der Unterworfenen an ihre eigene Sprache anzupassen, - um der leichteren Aussprache willen und um die Namen in die Regeln der eigenen Grammatik einzufügen. In der Geschichte des Judentums gilt das Gesagte insbesondere für die Griechen ab dem 3. Jh. v.d.Z. und die Römer ab dem 1. Jh. v.d.Z. So wurde der Name der Hauptstadt des Heiligen Landes, „Jeruschalajim“ (von kanaanitisch „Uruschalim“ = „Stadt des Schalim“ (kanaanitischer Gott der Abenddämmerung), bei den Griechen zu „Hierosólyma“, bzw. „Ierousalém“ abgeändert und wurde schließlich latinisiert zu dem heute international gebräuchlichen „Jerusalem“.

Als etwa um 250 v.d.Z. die Fünf Bücher Moses (und später auch die anderen Schriften der hebräischen Bibel) in die damals im Mittelmeerraum international verwendete Verkehrssprache, die Koiné, - ein spätes Altgriechisch -

übersetzt wurde, - der Legende nach von 72 israelitischen Gelehrten, die, trotz Isolierung voneinander, alle dasselbe Übersetzungsergebnis erarbeiteten, weshalb diese Übersetzung bis heute den lateinischen Namen „Septuaginta“, also „70“, trägt (nach Reduzierung der Zahl 72 auf die Zahl 70 in Anspielung auf die 70 Ältesten (IV.BM. 11, 24), die Moses um sich versammelte) -, da wurden bereits erste sprachliche Zugeständnisse ans Griechische gemacht. So wurde z.B. aus „Chawwah“, der Frau Adams, im Griechischen „Eya“, dann „Eva“, und der Name von König „Schlomoh“, dem Friedreichen, wurde zu „Salomon“. Der Name von „Noach“ („Ruhe“; I.BM. 8, 1), der die Sintflut überlebte, wurde verstümmelt zu Noah. Damit unterscheidet er sich fast nicht mehr von dem weiblichen Vornamen Noa, der eigentlich „No'ah“ („die Bewegte“) lautet und der Name einer der fünf Töchter des Tselofchad (IV.BM. 26, 33) war, die das Recht zu erben auch für Töchter erwirkten (IV.BM. 27, 1f).

Da die Evangelien des christlichen Neuen Testaments von Anfang an in Griechisch geschrieben worden waren, obwohl Jesus und die Men-

schen um ihn miteinander das damals im Heiligen Land übliche Aramäisch sprachen, sind die jüdisch-hebräischen, auch die jüdisch-aramäischen Namen allesamt gräzisiert, also der griechischen Sprache angepasst worden und im Neuen Testament so überliefert. Aus „Jochanan“ („Gott ist gnädig“) wurde „Johannes“, welcher Name mit jeder Übersetzung in weitere Sprachen immer mehr vom Ursprung entfernt wurde: Im Deutschen wurde aus „Johannes“ dann einerseits „Johann“, andererseits der „Hans“, schließlich das „Hänschen“; im Französischen wurde daraus „Jean“, im Niederländischen „Jan“, im Englischen „John“.

Viele heute gebräuchlichen Vornamen sind auf diese Weise entstanden. Sie sind oft nur noch Bruchstücke des ursprünglichen Namens, dessen Bedeutung daher nicht mehr erkennbar ist. Das ist bedauerlich, denn die hebräischen Namen haben ursprünglich alle eine sinnvolle Bedeutung, die meistens von der Mutter ihrem Kind als Namen gegeben wurde. Eine der Ausnahmen von dieser Regel machte Adam, der erste Mann (hebr. „Isch“), der seine Frau zunächst „Männin“ („Ischah“) nannte (I.BM 2, 23), ihr dann aber den Namen „Chawwah“ gab, Mutter alles Lebenden (I.BM. 3, 20). Eine andere Ausnahme von dieser Regel machte Moses, der seinen ersten Sohn „Gerschom“ nannte, das bedeutet „(ich bin ein) Fremder vor Ort“ (II.BM. 2, 22).

Die Namensgebung folgte oft einem bestimmten Ereignis. So berichtet die Torah (Fünf Bücher Moses), dass bei der Geburt von Rebekkas Zwillingen der Zweitgeborene die Ferse seines Bruders festgehalten habe, weshalb er den Namen „Ja'aqov“ (Jacob = „Fersenhalter“) erhielt (I.BM. 25, 26). Als die beiden Frauen Jacobs, „Leah“ („Wildkuh“), die weniger Geliebte, und „Rachel“ („Mutterschaf“), die zuerst Geliebte, um die Gunst ihres Mannes rangen und dies durch Gebären von Söhnen meinten entscheiden zu können, da nannte Leah ihren Erstgeborenen „Re'uven“, d.h. „seht: ein Junge“. Den zweiten Sohn nannte sie „Schime'on“ - „Erhörung“. Den dritten Sohn nannte sie „Lewi“ - „(mein Mann) schließe sich (mir) an“. Den vierten Sohn schließlich nannte sie „Jehudah“ - „Danksagung“ (I.BM. 29, 31f). Rachel war zunächst unfruchtbar geblieben, wurde nach langer Zeit dann aber auch schwanger, gebar einen Sohn und nannte ihn „Joséf“ - „es möge (der Ewige mir noch einen weiteren Sohn) hinzufügen“. Bei der Geburt dieses zweiten Sohnes starb Rachel und nannte ihn, verscheidend, „Ben oni“ - „Sohn meines Leidens“. Jacob aber gab ihm den Namen „Binjamin“ - „Sohn der (starken) rechten (Hand)“ (I.BM 35, 18).

Abraham	Abraham	אַבְרָהָם
Abram	Abram	אַבְרָם
Adam	Adam	אַדָם
Benjamin	Benjamin	בְּנִימִין
Daniel	Daniyy'el	דָּנִיֵּאל
David	David	דָּוִד
Elisabeth	Elisheba	אֱלִישֶׁבַע
Ephraim	Ephrajim	אֶפְרַיִם
Ester	Ester	אֶסְתֵּר
Eva	Chavah	חַוָּה
Gabriel	Gabri'el	גַּבְרִיאֵל
Hanna	Channah	חַנָּה
Henoch	Hanokh	חֲנוֹךְ
Hiob	Ijob	אִיּוֹב
Immanuel	Imanu'el	עִמְנוּאֵל
Isaak	Jischaq	יִצְחָק
Isebel	Izebel, Izabel	אִזְבֵּל
Israel	Jisra'el	יִשְׂרָאֵל
Jakob	Ja'akow	יַעֲקֹב
Jerusalem	Jeruschalajim	יְרוּשָׁלַיִם
Josef	Joseph	יוֹסֵף
Juda	Jehudah	יְהוּדָה
Levi	Levi	לֵוִי
Manasse	Manaschah	מְנַשֶּׁה
Maria	Mirjam	מִרְיָם
Michael	Mikha'el	מִיכָאֵל
Mose	Mosche	מֹשֶׁה
Nimrod	Nimrod	נִמְרֹד
Noah	No-akh	חָם
Noemi	No-omi	נְעֻמִי
Rachel	Rachel	רָחֵל
Rebekka	Ribqah	רִבְקָה
Rut	Ruth	רוּת
Sarah	Sarah	שָׂרָה
Sarai	Sarai	שָׂרַי
Salomo	Schelomo	שְׁלֹמֹה
Samuel	Schmu'el	שְׁמוּאֵל

Obwohl die Namensgebung für Moses (hebr. „Moscheh“) eindeutig zu sein scheint: „und sie (Pharaos Tochter) nannte seinen Namen Moscheh und sprach: Denn aus dem Wasser habe ich ihn gezogen („meschithihu“)“ (II. BM 2, 10), und der Name vom Verb „maschoh“ = „herausziehen“ abgeleitet zu sein scheint, ist zu bedenken, dass Pharaos Tochter kein Hebräisch sprach. So gibt es neuere Argumente, die eine Ableitung des Namens aus dem ägyptischen Wort „ms(w)“ = „Kind“ befürworten. Auch bei anderen im TheNaKh (Jüdische Bibel) vorkommenden Namen, die schwer zu übersetzen sind, muss mit nicht-hebräischen Wurzeln gerechnet werden.

Einer der schwer zu übersetzenden Namen ist z.B. „Schmu‘el“ (Samuel), der Name des großen Propheten aus der Frühzeit Israels. Manche deuten ihn als Zusammenziehung von „schemua“, - das mit einem ‘ajin am Ende geschrieben wird, einem im Hebräischen wichtigen Kehllaut, der in der lateinischen Umschrift in der Regel nur mit einem Apostroph angedeutet wird -, und „el“ = „erhört (von) Gott“, was zur Begründung seines Namens durch seine Mutter, Channah, passen würde, die dazu äußerte: „denn vom Ewigen habe ich ihn erbeten“ (I.Sam 1, 20). Doch fehlt dem Namen für diese Übersetzung ein wichtiger Buchstabe: eben das „‘ajin“.

Nachdem unter König „Dawid“ („Liebling“, vgl. auch Hld 2, 8) und in der Folge, während des Ersten Jerusalemer Tempels, zumindest im Südreich Jehudah, der Monotheismus sich deutlich durchgesetzt hat, bildeten die Menschen Eigennamen, die ihre Beziehung zu Gott zum Ausdruck brachten: „Adonijah“ („mein Herr ist der Ewige“; ein Sohn Dawids); „Chisqijah“ (Chiskija = „der Ewige ist meine Stärke“; ein König von Jehudah); „Elijahu“ („mein Gott ist der Ewige“; der Prophet Elias); „Jehoschafat“ („Gott hat gerichtet“; ein anderer König von Jehudah). Diese Art, Eigennamen zu bilden, setzte sich nach dem Ende der Babylonischen Gefangenschaft und nach dem Bau des Zweiten Jerusalemer Tempels fort. So sind im Buch „Esra“ („Hilfe“), in Kapitel 10, etwa genannt: „Sevadjah“ (Sebadja = „Geschenk Gottes“; vgl. unten „Zebedäus“); „Ma‘aßejah“ („Werk Gottes“); „Eli‘eser“ („mein Gott ist Hilfe“) und andere. Der Vater der späteren Makkabäer hieß „Matthithjahu“ („Gabe Gottes“, I.Makk 2, 1), was später zu „Mattatias“, dann zu „Matthaios“, „Matthäus“, „Matthias“ gräzisiert und schließlich zu „Matthai“ und „Matthis“ verkürzt wurde. Das war schließlich der Name eines der synoptischen Evangelisten. Die Namen der beiden anderen, „Marcus“ und „Lucas“, sind rein römische Namen ohne hebräische Wurzeln. Der Name des vierten Evangelisten, „Jochanan“, wurde oben bereits besprochen.

Die Evangelien in der christlichen Bibel nennen uns noch mehrere, um die Zeitenwende weit verbreitete Namen meist hebräischen Ursprungs, z.B. „Lazarus“, die gräzisierte Form von „El‘asar“ („Gott half“; Joh 11, 1); „Zachäus“ von „Sakkaj“ („der Lautere“; Luc 19, 2); „Zebedäus“ von „Savdi“ („mein Geschenk“; Matth 20, 20) und „Jesus“ von „Jeschua“, der Kurzform von „Jehoschua“ (Josua) = „der Ewige ist Rettung“. An Frauennamen wer-

den genannt: „Elisabeth“ von „Elischeva“ („mein Gott hat geschworen“; Luc 1, 40; vgl. auch II.BM. 6, 23); „Susanna“ von „Schoschanah“ („Lilie“, fälschlich oft mit „Rose“ übersetzt; Luc 8, 1 – 3; vgl. auch Hld 2,1); „Johanna“ von „Jochannah“ („Gottbegnadete“; Kurzform „Channah“); „Marta“ von aramäisch „Martha“ („Herrin“; Luc 10, 38) und insbesondere „Maria“. Dieser damals sehr häufige Frauename entwickelte sich über „Marjam“ von „Mirjam“, wie auch die Schwester von Moses hieß, die ja in Ägypten geboren war. So habe sich „Mirjam“ eventuell aus dem ägyptischen Namen „merit-amun“ („von Amun Geliebte“) gebildet, was einige Forscher für wahrscheinlicher halten als einen hebräischen Ursprung, der „Bittermeer“ oder „Meer bitterer Tränen“ bedeuten würde, was im Hinblick auf die Bitternis der erlittenen Sklaverei in Ägypten dann doch nicht so unwahrscheinlich wäre.

In den folgenden Jahrhunderten, nachdem die Juden aus dem Heiligen Land vertrieben worden waren, wurden in der Diaspora dann wieder alte Namen, vorwiegend aus dem ersten Buch Mose, beliebt, etwa „Avraham“ (Abraham = „Vater von Vielen“); „Jitzchaq“ (Isaak = „er wird lachen“); „Isra‘el“ („Gotteskämpfer“); „Ssarah“ („Fürstin“), „Rivqah“ (Rebekka, von „rav qawwah“ = „große Erwartung“) und andere.

Nach der Wiederbelebung der hebräischen Sprache im 19. Jh. durch Eliezer Ben-Yehudah entstanden nunmehr neuhebräische Vornamen, die wieder schlichter sind, auch nicht mehr so sehr die Beziehung zum Ewigen ausdrücken, wie etwa „Alon“ („Eiche“); „Ehud“ („der Beliebte“); „Eran“ („der Lebhaftige“); „‘oded“ („der Mutige“); „Yaron“ („er wird jubeln“); „Ayalah“ („Hirschkuh“); „Margalit“ („Perle“); „Schalwah“ („Gelassenheit“); „Yaffa“ („die Schöne“). Dies kann auch Ausdruck einer teilweisen Säkularisierung der Bevölkerung des 1948 neu entstandenen Staates Israel sein.

Quellen:

TheNaKh (Jüdische Bibel)
Septuaginta (griechischer Text); Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart; 1979
Neues Testament
„Ssifrej ha-Brith ha-chadaschah“, übersetzt aus dem Griechischen ins Hebräische von Prof. Franz Delitzsch (= „Delitzsch’s Hebrew New Testament“), London, 1960
„Lexikon zur Bibel“, Hrsg. Fritz Rienecker, R. Brockhaus Verlag, Wuppertal, 1960
Wikipedia zu „Jerusalem“, „Maria“ und „Rebekka“

Dr. Michael Rosenkranz, Arzt für Allgemeinmedizin; Mitglied der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Hattingen; Autor von Artikeln und Referent über Themen der jüdischen Religion, u.a. auf www.talmud.de; Beauftragter der Jüdischen Gemeinde für den interreligiösen Dialog.



שלום על ישראל – Friede über Israel!
Psalm 128, 6b

Erklärungen und Kommentare zum Angriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023

Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit – DKR

Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist entsetzt und zutiefst bestürzt angesichts des brutalen Angriffs der palästinensischen Terrororganisation Hamas auf Israel.

Am Morgen des jüdischen Feiertags Simchat Tora in Israel, bei Tagesanbruch eines friedlichen Schabbats, an dem gerade Militärposten auch im Süden Israels nur gering besetzt waren, feuerten Hamas-Terroristen Tausende von Raketen auf Israel. Terror-Banden drangen durch den Sperrzaun, über das Meer und mit Gleitschirmen auf israelisches Gebiet vor. Es gibt Berichte von bereits Hunderten von Toten und weit über 1000 Verletzten. Es gibt Geiselnahmen israelischer Zivilisten und Soldaten in verschiedenen israelischen Ortschaften und Militärbasen.

Wir verurteilen auf das Schärfste die ungeheure Brutalität des Angriffs. Es ist der Ausbruch einer erneuten völlig sinnlosen Gewalt durch die palästinensische Hamas. Sie wird zu nichts anderem führen als zu Leid und Zerstörung. Unsere Herzen sind bei den israelischen Familien, bei denen, die jetzt ihre Angehörigen verloren haben, die verletzt sind oder sich in der brutalen Geiselhaft der Hamas und ihrer Anhänger befinden.

Fünfzig Jahre nach dem Jom Kippur Krieg wird Israel erneut in einem Moment einer friedlichen religiösen Feier getroffen. Ein Moment der Ruhe wird erbarmungslos ausgenutzt und so wird Israel dazu gedrängt, mit aller Härte zurückzuschlagen. Das zynische Spiel der Hamas wird in Leid und Zerstörung im Gaza-Streifen enden. Wie lange will Hamas dieses furchtbare und völlig sinnlose Spiel noch weiterspielen, in dem Leben, Wohl und Ergehen der israelischen aber auch der eigenen Bevölkerung nichts, nein rein gar nichts zählen?

8.10.2023

*

ImDialog – Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau

Fast auf den Tag genau, 50 Jahre nach Ausbruch des Jom-Kippur-Krieges 1973, wird Israel wiederum an einem Ruhe- und Feiertag von einer in dieser Form und Ausmaß unerwarteten Form der Gewalt überrascht, die nahezu alle seine Einwohner*innen bedroht. Bis jetzt sind schon über 1000 Todesopfer und Verletztenzahlen im vierstelligen Bereich zu beklagen.

Angesichts einer der größten Katastrophen in der 75jährigen Geschichte des Staates Israel wendet sich „ImDialog – Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jü-

dische Gespräch in Hessen und Nassau“ mit folgender Erklärung an die Öffentlichkeit, insbesondere an unsere jüdischen und nichtjüdischen Partner*innen in Deutschland und Israel:

1. Wir erklären unsere unverbrüchliche und uneingeschränkte Solidarität mit dem Staat Israel in einer der dunkelsten Momente in seiner Geschichte. Insbesondere gilt unsere Solidarität allen Menschen in Israel, die durch die Gewalt der Hamas unmittelbar bedroht oder deren Opfer geworden sind. Unsere Herzen sind bei all denen, die geliebte Menschen durch den mörderischen Terror verloren haben; bei allen, die vergewaltigt, gefoltert und verletzt wurden; bei allen, die sich in Geiselhaft der Hamas befinden und bei den Menschen, die befürchten müssen, dass sich ihre Angehörigen und Freund*innen in der Gewalt der Hamas befinden und die nun in der schrecklichen Ungewissheit leben müssen, ob und wann sie ihre Liebsten jemals wiedersehen werden.

2. Wir verurteilen den menschenverachtenden und barbarischen Terror und die Gewalt, die von der Hamas ausgehen. Nach dem Jom Kippur-Krieg 1973 wurde einmal mehr ein hoher jüdischer Ruhe- und Feiertag (Shabbat, der zugleich das Fest Simchat Tora – Freude an der Tora – war) nicht nur nicht respektiert, sondern feige und schamlos ausgenutzt, um Israel mit Gewalt zu übersäen. Die Art und Weise der kriegerischen und pogromartigen Gewalt offenbaren den menschenverachtenden und antisemitischen Geist der Hamas. Ein Geist, in dem menschliches Leben nichts zählt, insbesondere auch das Leben der Menschen im Gaza-Streifen nicht, die die Leidtragenden der israelischen Reaktion sind und sein werden und deren Leiden von der Hamas nicht verhindert, sondern zu rein propagandistischen Zwecken missbraucht werden. Von daher sollte die Hamas, ebenso wie die Hisbollah im Libanon, als Terrororganisation und behandelt werden, was sie sind: als Terrororganisationen, denen jegliche, auch finanzielle Unterstützung und die Betätigungsmöglichkeiten, auch in Deutschland und Europa, entzogen werden müssen.

3. Wir sind solidarisch mit jüdischen Menschen in Deutschland und anderen Ländern, die aufgrund der derzeitigen Ereignisse in und um Israel Opfer von antisemitischen Beschimpfungen und Anfeindungen oder gar Gewalttaten werden. Wir stellen uns Meinungsäußerungen und Kundgebungen entgegen, die den Terror der Hamas relativieren oder gar feiern. Wir fordern einen angemessenen Schutz von jüdischen Menschen, Institutionen und Gebäuden vor antiisraelischer und antisemitischer Gewalt.

4. Der Arbeitskreis „ImDialog“ setzt sich seit Jahrzehnten für den Frieden in Israel, Palästina und deren

Nachbarländern ein. Auch und gerade jetzt möchten wir versichern, dass wir auch weiterhin alle Menschen und Organisationen, Projekte und Gruppen in Israel und Palästina unterstützen werden, die sich für eine gewaltfreie Lösung der Konflikte im Nahen Osten und einen dauerhaften, sicheren und gerechten Frieden für alle Menschen, die dort leben, einsetzen. Dieses Engagement ist nunmehr notwendiger und unterstützenswerter denn je!

שלום על ישראל – Friede über Israel!

Psalm 128, 6b

10.10.2023

*

AG jüdisch und christlich beim Deutschen Evangelischen Kirchentag

Die „AG jüdisch & christlich beim Deutschen Evangelischen Kirchentag“, der „Gesprächskreis ‚Juden und Christen‘ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken“ und der „Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ sind zutiefst erschüttert über den terroristischen Großangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober, am Schabbat und am Festtag zum Ende des Laubhüttenfestes. Tausende Raketen wurden vom Gazastreifen aus auf Israel abgefeuert. Hunderte Terroristen drangen in die Orte und Kibbuzim nahe der Grenze ein, verletzten, vergewaltigten und ermordeten ihre Bewohner auf brutalste Weise. Nach aktuellem Stand ist die Zahl der Toten in Israel durch die Großangriffe der islamistischen Hamas auf mindestens 1300 gestiegen, die große Mehrheit der Todesopfer sind Zivilisten, darunter 260 junge Menschen, die an einem Musikfestival im Negev teilgenommen hatten. Mehr als 3000 weitere Menschen sind verletzt worden, mehr als 150 wurden gewaltsam entführt.

Dieses menschenverachtende Massaker ist durch nichts zu rechtfertigen. Frauen, Männer und Kinder aus dem Schlaf zu reißen, heimtückisch zu ermorden und zu verschleppen ist Terror, nach internationalem Recht sind das Kriegsverbrechen bis hin zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Unsere Gedanken sind bei den Opfern und bei all unseren Freunden und Freundinnen in Israel. Wir trauern mit denen, die einen lieben Menschen verloren haben. Wir wünschen allen Verletzten vollständige Genesung. Und wir bangen mit den Familien, Freundinnen und Freunden der Entführten. Es muss alles getan werden, sie so schnell wie möglich zu befreien!

Wir wissen, dass auch auf der palästinensischen Seite unschuldige Menschen in hohem Maße leiden, verletzt und getötet werden. Die Verantwortung für die aktuelle Eskalation der Gewalt liegt jedoch allein bei der Hamas. Allen, die wirklich Freiheit und Frieden für den Nahen Osten wollen, sagen wir: Beides wird es durch Terror nicht geben. Die Hamas, der Islamische Dschihad und

die Hisbollah bringen nicht Befreiung und Gerechtigkeit für die Palästinenserinnen und Palästinenser, sondern nur noch mehr Gewalt und Blutvergießen.

Unsere volle Solidarität gilt in dieser Situation Israel und seiner Bevölkerung. Das Land hat jedes Recht auf seiner Seite, sich gegen den Terror zu verteidigen. Es ist die Verpflichtung Deutschlands, Israel bei der Wiederherstellung seiner Sicherheit zu unterstützen.

Was Israel jetzt braucht, ist echte internationale Solidarität. Wir fordern die Bundesregierung und die internationale Staatengemeinschaft auf, die Bemühungen um Frieden in der Region dringend ganz oben auf die politische Agenda zu setzen. Alle Verantwortlichen in den Kirchen und in der jüdischen Gemeinschaft rufen wir dazu auf, ihre Möglichkeiten zur Verständigung zu nutzen.

13.10.2023

*

Annette Kurschus, Ratsvorsitzende der EKD

Liebe jüdische Geschwister, mein Herz ist wie zerschmolzenes Wachs. Mein Herz schmilzt vor Trauer und brennt vor Zorn. Und die Zunge klebt mir am Gaumen, wenn ich rede. Denn anmaßend schmeckt jedes Wort, das vorgibt zu verstehen und nachzufühlen. Und jedes Beteuern von Solidarität kommt mir seltsam abgestanden und abgeschmackt vor. Nein, wir können nicht verstehen, wie es Euch in diesen Tagen geht. Es liegt außerhalb unserer Vorstellungskraft, wie sich das anfühlt und was das bedeutet, was am 7. Oktober geschehen ist. Deshalb suche ich Hilfe bei der Sprache der Psalmen.

Denn auch wenn es keine Worte gibt, wäre es falsch zu schweigen. Was ich sehe, zerreißt mir das Herz. Und es muss immer und immer wieder ausgesprochen sein: Wir sind solidarisch mit Israel. Wir sind solidarisch mit Euch, den Jüdinnen und Juden hier in Deutschland. Es beschämt mich, es macht mich traurig, wenn ich höre, wie Jüdinnen und Juden sagen: „Hier in Deutschland bin ich nicht sicher, und jetzt ist mir auch noch meine Heimatstadt Israel genommen.“ Ihr sollt wissen, und ich sage das laut: Die evangelische Kirche steht an Eurer Seite!

Zugleich sage ich kleinlaut: Antisemitismus hat seine Wurzeln nicht bei den anderen. Er blüht nicht nur in kleinen extremen Gruppen. Er kommt aus unserer christlichen Geschichte, er keimt in unserer Mitte.

Antisemiten sind auch unter unseren Kirchenmitgliedern. Das ist weder schicksalhaft noch gottgegeben. Wir haben es nicht ernst genug genommen. Es lässt sich verändern. Wir werden weiter dagegen arbeiten. Unbedingt.

Zahlreiche Kirchenbünde haben sich entsetzt über die kriegsartige Eskalation des Nahost-Konflikts geäußert. Sie verurteilten die Angriffe auf Israel und bekundeten



Solidarität mit dem Land. Angesichts der anhaltend eskalierenden Lage im Nahen Osten rufen Religionen überall auf der Welt derzeit zu Friedensgebeten auf.

Und auch dies werden wir: dem antimuslimischen Resentiment widerstehen. Es tarnt sich als Israelfreundlichkeit. Aber wir durchschauen es. Es ist purer Rassismus.

Freundinnen und Freunde des Lebens!

Gott ist ein Gott des Lebens, oder es ist nicht Gott. Das ist die Grundgewissheit des Glaubens, und zwar in allen Religionen. Wer diese Wahrheit verlässt – in Hass oder Verblendung – der öffnet das Tor zur Hölle.

Es gibt kein Vertun:
Massenmord ist Gottlosigkeit!
Antisemitismus ist Gotteslästerung!
Es gibt keine Rechtfertigung für Judenhass.
Und jeder Versuch, das Massaker vom 7. Oktober zu relativieren, ist Antisemitismus.

Jedes „Ja, aber“ verharmlost.

Wer geplant und mordlustig Häuser überfällt und die Menschen, die darin leben, schändet, schlachtet, verschleppt, der ist kein Gotteskrieger, kein Widerstandskämpfer, kein Märtyrer. Er ist nur eins: ein Massenmörder.

Wer junge Menschen, die singen und tanzen, foltert, vergewaltigt, massakriert, hat keine religiöse oder politische Rechtfertigung verdient, sondern Verurteilung und Strafe.

Es war ein antisemitischer Pogrom, der den Freudentag Simchat Tora in einen Trauertag verkehrt hat. Da hat sich ein wütender Wille ausgetobt: der schreckliche Wille, jüdisches Leben zu vernichten. Die Täter der Hamas sind keine Volksbefreier, sie sind Geiselnnehmer. Sie halten die gekidnappten Jüdinnen und Juden in Folterhaft. Und auch die palästinensische Bevölkerung von Gaza wird von ihnen als Geisel gefangen gehalten.

Ich möchte mir die Ohren zuhalten vor den lärmenden Parolen und dogmatischen Reden der Alles- und Besserwisser im Nahostkonflikt. Würdelose Rechthabereien und schlaumeiernde Erklärungen bewirken allerlei, aber der Gerechtigkeit dienen sie nicht. Sie lenken ab von dem, worauf es in diesen Tagen ankommt: alles, aber auch alles Menschenmögliche zu tun, damit die in den Tunneln der Hamas gefangenen Geiseln zu ihren Familien zurückkehren können.

Als Hiobs Freunde zu ihm kommen, werfen sie Staub gen Himmel und auf ihr Haupt, sitzen mit ihm auf der Erde, sieben Tage und sieben Nächte lang, und reden nichts. Weil sie sehen: Sein Schmerz ist sehr groß. So steht es in der Bibel.

Liebe jüdische Geschwister,
ich werfe keinen Staub zum Himmel, aber ich gebe Euch mein Wort und versichere Euch: Unser Platz ist an Eurer Seite.

Rede der Vorsitzenden des Rates der EKD, Annette Kurschus, bei der Kundgebung vor dem Brandenburger Tor in Berlin am 22. Oktober 2023. Es gilt das gesprochene Wort; Quelle: EKD

*

Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R)

Zum Abschluss der Jahrestagung 2023 der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R) unter dem Motto „Nächstenliebe unter Druck – Kirche im Einsatz für Demokratie“ am 20. und 21. Oktober in Dresden erklären die Teilnehmer*innen aus Kirche und Zivilgesellschaft:

Wir sind erschüttert über die unfassbare Welle der terroristischen Gewalt, denen die Menschen in Israel seit dem 7. Oktober ausgesetzt sind. Die Hamas tötete in einer alle Begriffe sprengenden Gewalt mehr als tausend Menschen in Israel, entführte Zivilist*innen und Soldat*innen, wütete mit äußerster Brutalität, verübte sexualisierte Gewalt gegen Frauen und quälte Kinder, Alte und wehrlose Menschen. Die Terrorangriffe zielten auf Jüdinnen und Juden, den Staat Israel und die Werte der demokratischen Welt. Viele Freund*innen und Partner*innen in Israel sind von der terroristischen Gewalt betroffen, sie haben Angehörige verloren oder bangen um die, die entführt wurden. Die Raketenangriffe durch die Hamas aus dem Gazastreifen halten weiter an, immer wieder kommt es auch zu Angriffen der Hisbollah im Norden Israels.

Die terroristischen Angriffe haben massive Auswirkungen für Jüdinnen und Juden in Israel und weltweit, es sind die schlimmsten Angriffe gegen jüdisches Leben seit 1945. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche + Rechtsextremismus verurteilt den islamistischen Terror der Hamas und steht uneingeschränkt solidarisch an der Seite Israels. Dieser Terror ist durch nichts zu rechtfertigen und darf nicht relativiert werden.

Auch in Deutschland sind wir seit dem 7. Oktober erneut mit einer Welle von Antisemitismus konfrontiert. Jüdisches Leben wird gezielt angegriffen. In Berlin wurden Häuser mit Davidsternen markiert, und es gab Angriffe auf jüdische Einrichtungen. Jüdische Eltern schicken aus Angst um die Sicherheit ihre Kinder nicht in gewohnter Form in Schulen und Kindergärten, jüdische Sportvereine schränken den Betrieb ein. Antisemitismus zeigt sich auch in der Weigerung, Empathie gegenüber bedrohten Jüdinnen und Juden zu zeigen und den Terror klar zu verurteilen.

Zahlreiche Demonstrationen sind von Israelhass und Antisemitismus durchzogen, der von Hamas-

Sympathisant*innen, auch von Angehörigen der deutschen Mehrheitsgesellschaft angeheizt wird. „Free Palestine from German guilt“ – dies skandierten Teilnehmende einer Demonstration in diesen Tagen. Die Überschneidung zum „Schuld kult“-Gerede in vielen gesellschaftlichen Kreisen ist erschreckend.

Wir fordern Politiker*innen und Sicherheitsbehörden auf, sich über das bisherige Maß hinaus eindeutig gegen Antisemitismus zu positionieren, Straftaten zu verfolgen und jüdisches Leben auf lange Sicht zu schützen.

Wir wissen darum und es schmerzt uns, dass auch auf der palästinensischen Seite Menschen in hohem Maße leiden, verletzt und getötet werden. Die Verantwortung für die aktuelle Gewalt und die leider notwendige militärische Selbstverteidigung Israels liegt bei der Hamas. Es ist naiv und zynisch, diesen Terror als Widerstand zu bezeichnen, er richtet sich gegen die Existenz Israels und gleichzeitig gegen die Freiheit und Selbstbestimmung der Palästinenser*innen. Wir appellieren an die Bundesregierung und internationale Staatengemeinschaft, Bemühungen um einen Frieden in der Region zu forcieren und alles zu tun, damit die Menschen in Israel in Sicherheit leben können und die Verteidigung Israels nicht zu einer humanitären Katastrophe bei den Palästinenser*innen führen muss.

Wir stellen uns die Frage, ob wir in unserem Umfeld genug getan haben, um die Bedrohung, der Israel ausgesetzt ist, verständlich zu machen.

Als Engagierte im kirchlichen Raum wollen wir darauf hinwirken, dass in den Werken und Gemeinden kirchliche Positionen zum Nahostkonflikt im Angesicht dieser Gewalt kritisch hinterfragt werden. Humanitäre Hilfe und entwicklungspolitische Aktivitäten sind für die Unterstützung der Menschen in den palästinensischen Gebieten zwingend notwendig.

Gleichzeitig müssen diese Programme daraufhin überprüft werden, ob israelfeindliche, gewaltförmige und nicht auf konstruktive Lösungen des Konfliktes ausgerichtete Handlungsformen unterstützt werden.

21.10.2023

*

Andreas Nachama An Wunder glauben!

Frieden im Heiligen Land? Eine Utopie, wie der Fall der Mauer und das vereinte Europa.

„Wird nie Frieden im Heiligen Land?“ Diese Frage stellten wir in dieser Woche sechs kundigen Menschen aus Kirche, Religion und Politik. Hier zum Abschluss der Serie die Antwort von Rabiner Andreas Nachama.

Als ich 10 Jahre alt war, wurde in Berlin „die Mauer“ errichtet. Die Erwartung mit einem Blick auf die Landkarte und die strategisch unhaltbare geographische Position

West-Berlins war, dass die Sowjets sich des Eilands bei nächster sich bietender Gelegenheit einverleiben werden. Noch Anfang der 1980er Jahre - erinnert sei an die Stationierung der Pershing-Raketen – war nicht zu erkennen, dass „die Mauer“ von einer DDR-Protestbewegung mit Kerzen in der Hand tatsächlich ohne „Schwerter“ umgepflügt werden würde.

Gerade werden wir Zeugen einer schrecklichen Gewalt-eruption im den drei abrahamitischen Religionen Heiligen Land. Das Töten, das Verschleppen von Kindern, Frauen, Männern aus Israel ist ein Verbrechen und mit nichts zu rechtfertigen. Diese jetzt in Kämpfen zu beklagende Eruption von Gewalt ist das Gegenteil dessen, was das Heilige Land der drei Religionen braucht, nämlich Frieden. Und zwar Frieden für die ganze Region – eine Utopie?

Frieden ist mehr als sichere Grenzen

Ich erinnere mich vor dem Jom Kippur Krieg 1973 mit einer Delegation Berliner Studenten in Scharm El Scheich, das damals israelisch besetzt war, gewesen zu sein. Dort erklärte uns ein israelischer Presseoffizier, dass diese Grenze am Suez-Kanal die sicherste Grenze der Welt sei. Ich wand ein, dass die sicherste Grenze damals die zwischen der Bundesrepublik und Luxemburg sei, wo sich lediglich ein paar Zigarettenschmuggler darauf gefasst machen mussten, von Zöllnern zur Kasse gebeten zu werden. Im Jom Kippur Krieg war diese angeblich sicherste Grenze der Welt einfach überrannt worden, wie jetzt der „Sicherheitszaun“ um Gaza.

Im deutschen Sprachkreis kommt das Wort Frieden vom „Einzäunen“ – ein Friedhof ist ein „eingezäuntes Grundstück“. Das hebräische Wort „Schalom“ stammt von der Wortwurzel „Schin-lamet-mem“, das am besten etwa mit „Vollkommenheit“ übersetzt werden könnte. In anderen Worten: im deutschen Sprachkreis bedeutet „Frieden“, wenn die Grenzen halten, im Hebräischen, wenn auch die, die hinter der Grenze leben, in die Entspannung miteinbezogen sind – im Sinn von „umfassendes Heil“.

Mit Gottes Hilfe!

Wer in der Geschichte nicht an Wunder glaubt, kennt die Historie nicht – wäre vor etwas mehr als hundert Jahren denkbar gewesen, dass Deutschland und Frankreich Gründer- und Geschwisternationen eines vereinten Europas geworden sind. Und übrigens: alle Friedensverträge, die ich kenne, wurden zwischen Feinden geschlossen. Ich höre schon die Einwürfe der Sargentträger aller Seiten: Ein solches Szenario sei im Nahen Osten eine Utopie!

Wie stelle ich mir also Frieden im Heiligen Land vor? Dass Grenzen so bedeutungsvoll sind wie zwischen Deutschland und Luxemburg heute, dass Israelis und Palästinenser geschwisterlich miteinander wohnen, ja dass außer beim Gang in die Synagoge, in die Moschee oder Kirche Religion und Herkunft oder Nationalität keine Rolle spielen, dass säkulare Israelis, die keine Hochzeit von einem Geistlichen wollen an den Strand von Gaza fahren, um



dort (wie jetzt auf Zypern) standesamtlich heiraten können. Mit Gottes Hilfe wird so Frieden im Heiligen Land!

Andreas Nachama ist Rabbinischer Leiter des Abraham-Geiger-Kollegs und Rabbiner im Präsidium des House of One in Berlin.

*

Kadir Sancı **Interreligiöses Lernen kann Frieden bringen**

Frieden im Heiligen Land? Anfangen in Kindergärten und Schulen!

„Wird nie Frieden im Heiligen Land?“ Diese Frage stellen wir angesichts des Terrorangriffes der Hamas und der Gegenwehr Israels mehreren kundigen Menschen aus Kirche, Religion und Politik. Hier die Antwort von Kadir Sancı, Imam am Berliner House of One und Religionswissenschaftler in Potsdam

Der Nahostkonflikt stellt zweifellos eine der schwerwiegendsten Bedrohungen für den Weltfrieden dar. Die jüngsten Ereignisse haben uns erneut vor Augen geführt, welche konkrete, skrupellose Gefahr von Terrorismus ausgeht. Der Krieg im Heiligen Land hat auch bei vielen von uns in Deutschland Ängste ausgelöst. Hoffnungslosigkeit macht sich breit. Wird es im Heiligen Land je Frieden geben?

Diese endlos scheinende Spirale der Gewalt, genährt von Angst, Hass und Rache auf beiden Seiten, von Unterschieden in der Herkunft und der religiösen Zugehörigkeit, vertieft kontinuierlich die Kluft zwischen den beiden Völkern. Die Stimmen derer, welche diese Kluft überwinden wollen, werden von jenen übertönt, die den Hass befeuern.

Eine Lösung ohne eine Zusammenarbeit ist undenkbar. Israelis und Palästinenser teilen sich einen bedeutsamen Ort, der ein religiöses Zentrum für die drei abrahamitischen Religionen darstellt. Dieser Ort war in der Vergangenheit und ist bis heute Schauplatz zahlreicher Konflikte und Kriege. Dennoch gab es Perioden, in denen die verschiedenen Religionen friedlich koexistierten. Auch wenn die Konflikte seit der Gründung Israels ihren Höhepunkt erreicht haben, gibt es Gründe, die Hoffnung auf Frieden nicht zu verlieren.

Instrumentalisierte Religion

Der Frieden in dieser Region kann nur dann fest etabliert werden, wenn Israelis Sicherheit erfahren und Palästinenser unter lebenswerten Bedingungen in Würde frei leben können. Er kann aber auch nur dann zu einem echten Frieden werden, wenn politische Anstrengungen durch einen gesellschaftlichen Dialog verfestigt werden.

Die Gewalt wird mit religiösen Argumenten legitimiert, die Religionen instrumentalisiert. Daher ist es von entscheidender Bedeutung die religiösen Vertreter als Unterstützer eines friedlichen Weges zu gewinnen. Gemeinsam können sie Antworten gegen Hass und Gewalt finden und für diese gemeinsamen Ideen vor ihren jeweiligen Gemeinden werben.

Für einen nachhaltigen Frieden jedoch muss dieser interreligiöse Dialog institutionalisiert werden. Es gibt auf zivilgesellschaftlicher Ebene bereits einige israelisch-palästinensische Organisationen, die sich für Frieden einsetzen. Ihre Stimmen aber sind zu schwach.

Erziehung zum Frieden

Friedenserziehung muss als selbstverständliches Miteinander Teil der Bildung jedes Kindes werden. Das Heilige Land benötigt Kindergärten, Schulen und Universitäten, die unter jüdischer, christlicher und muslimischer Beteiligung gleichberechtigt entstehen und betrieben werden, ähnlich wie es bereits in kleinerem Rahmen im „House of One“ funktioniert.

Die Mädchen und Jungen sollten in ihren jeweiligen Religionen, Traditionen und Sprachen unterrichtet werden, während sie gleichzeitig die Religionen und Kulturen der anderen gemeinsam kennenlernen. In Fächern wie Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Sport, Musik und Literatur hingegen werden die jüdischen, christlichen und muslimischen und andere Kinder koedukativ unterrichtet. Sowohl Schüler als auch Lehrer lernen so voneinander und miteinander.

Ich habe das in meinem eigenen Studium der Religionswissenschaften erlebt. Die Erkenntnisse, die ich durch meine jüdischen und christlichen Dozenten sowie meine Kommilitonen unterschiedlicher religiöser Hintergründe gewonnen habe, haben meine Sichtweise erweitert und mich geprägt. Als Ergebnis dieser Erfahrungen arbeite ich heute in enger Kooperation mit jüdischen und christlichen Kollegen, um gemeinsame Lehrveranstaltungen und religiöse Lernkreise zu gestalten, Tagungen zu organisieren und Publikationen zu veröffentlichen.

Mediatoren nötig

In den ersten Jahren werden möglicherweise Mediatoren benötigt. Zu tief sind bei manchen die Verletzungen. Besonders ausgebildete jüdische und muslimische Lehrerinnen und Lehrer können diese Rolle gemeinsam übernehmen. Sie sollen emotionale Distanz zu den Konflikten bewahren und gleichzeitig den Frieden aus anderen Regionen der Welt, in denen er bereits Realität ist, in die Schule tragen sowie Erfahrungen im interreligiösen Miteinander aus Institutionen wie dem „House of One“ einbringen.

Das Kennen und Wertschätzen von Unterschieden wird zu einer Selbstverständlichkeit, und Schulen werden zu einem Keim des friedlichen Miteinanders in der Gesellschaft. Dies würde dem Hass die Nahrungsgrundlage entziehen. Ja, auf diese Weise wäre ein dauerhafter Frieden im Heiligen Land möglich. Das Zusammenleben verschiedener Glaubensrichtungen ist keine Utopie, solange wir alle dazu beitragen.

Kadir Sancı ist Imam im House of One in Berlin und Religionswissenschaftler an der Universität Potsdam.

Die letzten beiden Texte aus: zeitzeichen im Oktober 2023

Weitere Kommentare und Stellungnahmen unter
www.imdialog.org/hamasangriff

Schabbat-Tafel mit 222 leeren Stühlen

Wenn der Schabbat-Tisch leer bleibt: Die Jüdische Gemeinde Frankfurt machte am 27. Oktober mit einer Installation auf dem Römerberg auf die Situation der von der Terrororganisation Hamas entführten Menschen aufmerksam.

Über 220 Kinder, Frauen und Männer wurden von den Hamas-Terroristen aus Israel in den Gazastreifen verschleppt. Um ein Zeichen der Solidarität und Verbundenheit mit den Entführten und ihren Familien zu setzen und die Öffentlichkeit auf die andauernde Geiselnahme aufmerksam zu machen, wurde auf dem Römerberg eine lange, mit Geschirr eingedeckte Schabbat-Tischtafel mit 222 leeren Stühlen aufgestellt. Auf den Stühlen waren Fotografien und Namen der Entführten angebracht. Die Öffentlichkeit wurde eingeladen, durch ihr Erscheinen ihre Solidarität zu zeigen.

Mit dieser öffentlich sichtbaren Solidaritätsaktion wollte die Jüdische Gemeinde Frankfurt nicht zuletzt der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass die Geiseln bald wieder in Sicherheit bei ihren Familien sein werden. Die leere Schabbat-Tischtafel wurde erstmals am 20. Oktober 2023 vor dem Tel Aviv Museum of Art sowie in Rom und weiteren Städten aufgestellt. Frankfurt am Main ist die erste deutsche Stadt, in der der leere Schabbat-Tisch im öffentlichen Raum auf die Situation der Geiseln aufmerksam machte. Foto: HGVorndran; weitere Fotos hier <https://kurzelinks.de/schabbattisch>





Wandkalender • christlich • jüdisch • biblisch

mit Fotografien
von Hans-Georg Vorndran

neu:

- Davidsterne
- Jüdische Leuchter
- Jüdisches Prag
- Tiere im NT und AT mit Bibelstellen

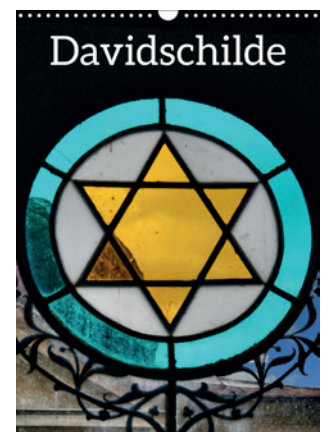
außerdem:

- Synagogen in Deutschland
Innen- und Außenansichten
- Pflanzen der Bibel
mit ihren Bibelversen
- Jüdische Friedhöfe
in Deutschland
- Judäische Wüste.
Totes Meer – Qumran – Masada
- Biblische Orte in Israel
mit Bibelstellen
- See Genezareth und Jordan-Fluss.
Orte der Bibel
- Früchte Israels
- Die Tafeln des Bundes
- Die Tora. Bücher der Weisung
- Heilige Schriften
in Judentum, Christentum, Islam
- Die SchUM Städte
Speyer, Worms, Mainz
- Weisheiten von Martin Buber

Größere Mengen zu Sonderpreisen
mit immerwährendem Kalendarium
anzufordern bei info@schalomnet.de

Einzelexemplare mit Kalendarium für 2024 hier

www.imdialog-shop.org/kalender



Herausgeber

ImDialog. Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau
Darmstädter Str. 13, 64404 Bickenbach, Tel. 06257-9910760, Fax 06257-9910761
Email info@imdialog.org Internet www.imdialog.org

Vorsitzender Pfarrer David Schnell; **Stellv. Vorsitzender** Pfarrer Dr. Felipe Blanco Wißmann

Redaktion BLICKPUNKT.E Hans-Georg Vorndran

Die BLICKPUNKT.E gibt es bei der oben genannten Adresse oder online unter www.imdialog.org/formular_bp

- im Jahresabo mit 6 Ausgaben als gedrucktes Heft für 30 € oder als pdf-Datei mit aktiven Links für € 25
- als Einzelexemplar im pdf-Format mit aktiven Links für € 3 bzw. € 5 zum Download unter www.imdialog-shop.org/blickpunkte

Evang. Regionalverw. Starkenburg-Ost, 64283 Darmstadt, IBAN: DE46 5085 0150 0002 0078 00 BIC: HELADEF1DAS; ZWECK 9941

